This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

15461. 410. 140

Harvard College Library

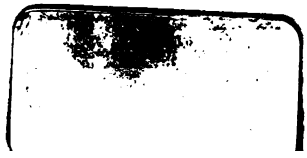
BOUGHT FROM THE

ANDREW PRESTON PEABODY FUND

BEQUEATHED BY

CAROLINE EUSTIS PEABODY

OF CAMBRIDGE



Die Bettler-Oper.

Ein Lebensbild

aus der Dichter- und Musikerwelt der Zeit Georg I.

von

Elise Polko.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1864.

Die Bettler-Oper.

Literarische Anzeige.

Von **Elise Polko**, geb. **Vogel**, erschien ferner:

Ein Frauenleben.

Roman.

2 Bände. Octav. Elegant broschirt. 2 ℔ 20 gr

Sabbathfeier.

Roman.

2 Bände. Octav. Elegant broschirt. 2 ℔ 25 gr

Faustina Hasse.

Musikalischer Roman.

2 Bände. Octav. Elegant broschirt. 3 ℔ 27½ gr

Neue Novellen.

5 Bände. Octav. Elegant broschirt. à Band 1 ℔ 15 gr

Notizen und Briefe über und von

Dr. Carl Vogel,

vormaligem Director der Bürger- und Realschule zu Leipzig.

Ein Lebensbild

von seiner Tochter

Elise Polko, geb. Vogel.

Nebst photographischem Titelbild.

Octav. Zweite Auflage. Elegant broschirt. 1 ℔ 10 gr

Verlag von Bernhard Schlicke
in Leipzig.

Die Bettler-Oper.

Ein Lebensbild

aus der Dichter- und Musikerwelt der Zeit Georg I.

von

Elise Polko.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1864.

15461.410.140(1)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
NOV 7 1963
Peabody

Druck von August Grimpe in Hannover.

Frau Livia Frege

geb. Gerhard

zu Leipzig

in Erinnerung ſchöner Muſikzeiten

gewidmet.

Capitel I.

Eine Genoſſenſchaft.

Motto:

Ein Etwas, das noch in den Sternen ſchwebt,
Wird von den Luſtbarkeiten dieſer Nacht
Den Lauf beginnen. — —

Shakespeare's Romeo und Julia.

Im zehnten Jahre der Regierung Georgs des Erſten, Churfürſten von Hannover, Anno 1724, hielt der Monat November einen ungewöhnlich feierlichen Einzug in Old-England und die Rieſenſtadt London. — Es hatte Tag für Tag wild und unaufhörlich geſtürmt und geſchneit, und ſo lag nun endlich, als der Wind aufgehört, die Häuſermaſſe der City und die angrenzenden Stadttheile, die damals kaum die Hälfte jener Ausdehnung erreicht haben mochten, die wir heute anſtaunen, unter einer ſchweren Schneedecke wie in Todesſchlaf verſunken.

Riesige und gespenstische Wächter waren zu Hütern dieser ungeheuern Leiche aufgestellt: Der Coloß von St. Paul, Guildhall, das ernste Rathhaus, das melancholische Temple Bar, die Thürme von Westminster und St. Savior, das Königsschloß St. James, der düstere Tower, und das todtestraurige Whitehall, jener Steinsarg des unglücklichen zweiten Karl.

Es war ein Sonnabend und Mitternacht eben vorüber. Die Glocken von St. Mary le Bow, in deren Klangbereich geboren zu sein, den Ehrentitel eines „Cockney" einbringt, träumten schon vom Sonntagsgeläut, das in die dunkeln Wohnungen der Müden und Belasteten jenen süßen Ruf: „ruhe!" tragen sollte. In dem sogenannten Ostende von London durchwogte aber noch ein reges Leben die St. Johns Street und den anstoßenden St. Johns Road. Dort stand das berühmte Theater Saddlers Wells und in seiner Nähe zeigten allerlei verlockende Aushängeschilder den Weg zu den verschiedenen Tavernen höheren und niederen Ranges.

Einzelne ſcharfe Windſtöße wirbelten kleine Eisſtücke umher und fegten die Gaſſen; wer ein Obdach kannte, der eilte es zu erreichen und flüchtete ſich vor dem Tode des Erſtarrens, gleichviel wohin. Die hellen Fenſter zogen unwiderſtehlich an, der Hunger und das Elend berauſchten ſich, an die flimmernden Scheiben gedrückt, ſchon am warmen Lichtſchein allein, und vergaßen ſo auf Augenblicke alles Leid, um ſich in Träume von Wohlleben und Glück zu verſenken.

Die bekannteſte Schenke und zugleich die hübſcheſte und größte dieſer Gegend, war ohne Frage die Beswik-Schenke, nach ihrem Wirth ſo benannt, die ſogar von den vornehmſten Männern Londons beſucht wurde und deren Getränke und Speiſen des beſten Rufes genoſſen. — Eben dort hatte ſich auch heute jene wunderlich zuſammengewürfelte Geſellſchaft von Männern eingefunden, die allwöchentlich eine Nacht hier miteinander hinzubringen pflegte.

Sie hatte ſich ſelbſt den Namen „the devils

dozen“ *) gegeben, da sie aus 13 Mitgliedern bestand und diese Zahl als dem Bösen mit allem Fug und Recht zugehörig betrachtet wurde. Jedes Mitglied erschien, den Statuten gemäß, an solchem Abend in den schlechtesten Kleidern und ohne die damals übliche Perrücke. Dasselbe mußte denn auch, bei seiner Aufnahme, dem Gründer der Gesellschaft, Lord Chesterfield, den Schwur ablegen, am Montag jeder Woche vom Morgen 8 Uhr bis zum Dienstag Morgen um dieselbe Stunde, in eben diesem Aufzuge sich unter dem Volk umherzutreiben, um „Erfahrungen“ zu sammeln. — Wer zu diesen angegebenen Stunden in anderer Tracht gesehen wurde, oder sich nicht regelmäßig an den Versammlungsabenden in der Beswik-Schenke einfand, mußte sich eine, von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft zu bestimmende Strafe gefallen lassen. Es hatte aber diese Bestimmung, sowie dies Zusammensein überhaupt für die Meisten einen so

*) Teufels-Dutzend.

hohen Reiz, daß in ſehr ſeltenen Fällen ein Gericht über einen Abweſenden oder ſonſt Straffälligen gehalten zu werden brauchte. Heute waren jedoch nur zwölf Seſſel am Tiſche beſetzt, vor dem dreizehnten, am unteren Ende der Tafel, ſtand ein umgeſtürzter Krug, und eine rothe Schleife hatte man an ſeinem Henkel befeſtigt, ein Zeichen, daß der Abweſende in hohem Grade ſich gegen die beſtehenden Geſetze vergangen.

„John Gay fehlt zum ſechſten Mal — die ſchwerſte Strafe iſt alſo über ihn zu verhängen, die rothe Schleife leuchtet, wehe ihm!“ rief jetzt der Jüngſte des Kreiſes, der Herzog von Belton, ſeinem Gegenüber zu.

„Habt Ihr ihn wirklich an all unſern Montagen und Dienſtagen in gewohnter Zierlichkeit im Wagen der Herzogin von Queensbury geſehen, William Hogarth?“

Der Fragende hatte den Kopf auf eine weiße ariſtokratiſche Hand geſtützt, der zerriſſene Aermel träufelte von Wein. Man hatte eben die

Gesundheit der schönen Sängerin Cuzzoni getrunken und dabei viel des edlen Rebensaftes vergossen.

„Ich fürchte", lautete die Antwort, „daß selbst die Strafe unserer strengen Gesetze ihn nicht aus den Armen seiner neuen Armida reißen wird. Gönnt ihm sein Glück! Wäre ich an seiner Stelle und dürfte in dem Boudoir einer Herzogin auf einem Sammettabouret zu ihren Füßen sitzen, mich von zarten Händen speisen lassen mit Nektar und Ambrosia, wahrlich ich trüge auch, genau so wie der Dichter John Gay, kein Verlangen nach den Lumpen der devils dozen und dem schlechten Wein und den harten Hammelrippen der Beswik-Schenke."

Der Wirth selbst, eine stattliche Gestalt mit einem hübschen und klugen Gesicht, füllte eben von neuem den schon oft gefüllten Krug des Sprechers. „Nun, mein schlechter Wein mundet Euch doch noch immer, Meister Hogarth", scherzte er, „denn Ihr hört nicht auf, nach mir zu rufen,

Keiner von Allen iſt ſo ungeduldig als eben Ihr. Das muß mein Troſt ſein bei Euren loſen Reden. Und wenn die Hammelrippen, die Ihr heut bei mir verſpeiſet, Euch vielleicht ein wenig drücken ſollten am andern Tage, ſo nimmt mich das kein Wunder, aber ich bin unſchuldig daran. Ihr habt vor einer Weile, wahrſcheinlich aus Zerſtreuung, bereits die zehnte verzehrt."

Die Tafelrunde lachte.

„Recht ſo, braver Beswik, laßt's Euch nicht kümmern, was er ſagt! Für William Hogarth hat der Herrgott ſelber noch nichts recht gemacht, das ſieht man auf ſeinen boshaften Bildern. Verſpottet er alſo Ihn ſogar, nun ſo müßt Ihr's Euch wohl auch gefallen laſſen."

Der dieſe Worte ſprach, war der Gründer der Geſellſchaft der devils dozen, der geiſtreiche Lord Cheſterfield, damals ein Mann von dreißig Jahren. Feurige Augen, eine bedeutende Stirn, dunkles Haar und ein feines, aber ſcharf geſchnittenes Profil machten ſein Geſicht auffallend. Sein

Talent zu reden war bewunderungswürdig. Um den Mund zuckte faſt beſtändig ein Zug von Spott. Seine Geſtalt war elegant und ſeine Haltung und Bewegungen die eines vornehmen Mannes.

„Ich gönnte dem kecken Zeichner und unvorſichtigen Witzling da drüben eher eine Strafe, als dem armen Dichter. Habt doch Mitleid mit John Gay und freut Euch, daß ſeine Wunden heilen. Als die ſchönſte der Schauſpielerinnen, Anna Olfield, noch lebte, würde er nie Ritter unſeres Bundes geworden ſein.“

Es war ein älterer Mann, der ſo geredet hatte, Sir Richard Steele, der geiſtvolle Eſſayiſt und Schriftſteller, deſſen reizendes Luſtſpiel: „The concious lover“ eben ganz London in Entzücken verſetzte.

„Ereifert Euch nicht“, rief der liebenswürdige Schauſpieler Thomas Sheridan herüber, „ich glaube, Keiner iſt unter uns, der ihn nicht lieber zu den Füßen der edlen Kitty Queensbury ſähe, als in den ſchmachvollen Feſſeln der verſchwende-

rischen Königin von Saddlers Wells. Die Olfield hat ihn betrogen und seiner gespottet, vor seinen Augen fast einen Andern geküßt, und daß er trotzdem noch vor ihr kniete bis zu ihrem letzten Hauch, mag er selber verantworten. Ich hätt's nimmer vermocht! Aber man sagt, die Dichter liebten in anderer Weise, als wir gewöhnlichen Staubgeborenen. Ihr müßt das ja auch wissen, Henry Carrey."

Der Angeredete, ein junger bleicher Mann, mit dunklen wilden Augen und den schönsten blonden Locken, sagte leichthin: „Wir lieben um zu leben — — und Ihr lebt um — gelegentlich zu lieben — ich denke, das ist der ganze Unterschied!"

„Eure Collegin hat viel der sogenannten Liebe genossen und viel Glück und Ehren obendrein, die tugendhaftesten Frauen beneiden sie sicher im Stillen", nahm hier ein auffallend häßlicher Mann das Wort, der junge Lord Hervey. „Erinnert Euch der Pracht bei ihrem Leichenbegängniß! Sechs Lords

trugen die Zipfel ihres Bahrtuchs, ein ungeheures Gefolge begleitete ihren Sarg und der Bischof von Westminster selbst hielt die Grabrede. Dem König soll es an diesem Trauertage genau wie dem Stiefvater des Hamlet ergangen sein, als er rief: beugt euch, ihr starren Knie! Sein Kammerdiener hat ihn weinend und betend am Boden liegen gefunden, während die Glocken läuteten. — Und John Gay war nur geschickt genug, vor dem Wagen der Herzogin von Queensbury in Ohnmacht zu fallen, als er vom Begräbniß heimwankte. Die schöne Mitleidige ließ ihn natürlich in den Wagen heben und fuhr mit ihm zum Herzog. Er hat stundenlang bewußtlos dort gelegen, wie man sagt. Die reizende Kitty erbte diese Vorliebe für die Dichter von ihrer Mutter und Schwester. Denkt an Dryden und Prior!"

„Ob sie uns wohl auch aufgenommen, Freund Pope, wir haben doch auch einiges Recht auf den Titel Dichter, mein' ich." — Eine Pause entstand nach dieser Frage. — Der berühmteste und gefürch-

tetſte Mann der Verſammlung hatte geſprochen, ſeit einigen Wochen Gaſt der devils dozen, es war der Dechant Swift aus Dublin. Sein abſchreckendes Geſicht verſchwand faſt ganz unter der ungeheuren Perrücke, die er trug; er war der einzige gut gekleidete Mann im Kreiſe. Am Kamin ſitzend, mit übereinandergeſchlagenen Beinen und vorgebeugter Haltung, ſpielte er mit der Feuerzange. Der zuckende Feuerſchein verlieh ſeinen Zügen einen noch unheimlicheren Ausdruck. Mit dem Lächeln eines Satyrs ſchaute er um ſich. — Er hielt ſich eben für unbeſtimmte Zeit in London auf, angeblich um ſeine von den vielen Berufsgeſchäften erſchütterte Geſundheit zu ſtärken. Die Fama aber, jenes räthſelhafte Etwas, das vor dem Menſchen herfliegt wie ein giftiger Lufthauch, alles durchdringend was er berührt, hatte auch hier ſchon auf die Ankunft dieſes Mannes vorbereitet, und die Atmoſphäre verwandelt. Man empfing den Berühmten mit Mißtrauen, man flüſterte ſich in die Ohren, daß Gewiſſensbiſſe ihn

hergetrieben, daß zwei Frauenherzen die Opfer seines kalten Egoismus geworden. — Die arme Esther Vanhomright, seine leidenschaftliche Freundin, war plötzlich gestorben, und unmittelbar nach ihrem Tode hatte auch Swifts geduldige eheliche Gefährtin und Sklavin, Esther Johnston, ihn verlassen und mit der Erklärung, nie wieder zu ihm zurückkehren zu wollen, sich nach England begeben. „Er ist gekommen, sie zu suchen und durch die Gewalt seiner Rede sie zu bewegen, wieder in die alte Sklaverei zurückzukehren", erzählten sich die Leute. — Lord Chesterfield war es, der sich des Vereinsamten angenommen und ihn sogar in die Gesellschaft seiner Freunde eingeführt hatte, woselbst sich Niemand, als der Herzog von Belton, seiner einstweiligen Aufnahme widersetzte. Er war jedoch bei diesem Versuch, gegen den Gefeierten aufzutreten, als der Jüngste des Kreises, gar bald überstimmt und zu der Erklärung gezwungen worden, ferner keinerlei Einwendungen mehr erheben zu wollen. — Sein Benehmen gegen den Gast

trug und behielt jedoch trotzdem eine faſt feindſelige Färbung. Niemals redete er mit ihm, und jede etwa an ihn direct gerichtete Frage ſchien er abſichtlich überhören zu wollen. Auf die verwunderten Bemerkungen der Andern in Betreff dieſes auffallenden Weſens gab er ausweichende Antworten, und behauptete nur, eine unüberwindliche Antipathie gegen das Geſicht Swifts zu empfinden. Und da William Belton eben als halber Sonderling unter ſeinen Freunden bekannt und das Geſicht des berühmten Mannes auch in der That völlig geeignet war, die lebhafteſte Abneigung einzuflößen, ſo gab man ſich mit dieſer Erklärung zufrieden und verſuchte nicht mehr, auf ihn einzuwirken. — So war denn der Dechant von St. Patrik mit ſeinem Geiſt und Witz ein zwar blendendes, aber doch immerhin mehr gefürchtetes als beliebtes Mitglied jenes kleinen Kreiſes geworden, der ſich in der Beswik-Schenke an jedem Montag zuſammenfand. Der Schleier des Geheimnißvollen umgab ſeine Geſtalt, Niemand wagte deſſen Falten

zu berühren, noch den Vorhang zu lüften, der jene Haustragödie in Dublin vor allen Augen verbarg; aber Jeder ahnete, daß es etwas Schauerliches sein müsse, was er verhülle, Alle redeten von einem ungeheuren Frevel, den der Egoismus eines Mannes an den Herzen zweier Frauen begangen; den eigentlichen Zusammenhang jedoch vermochte Keiner darzustellen.

Mit einer Art von Scheu blickten ihn auch jetzt, als er eben gesprochen, die Mitglieder der Tafelrunde an, und nur der junge und gefeierte Verfasser des vielbewunderten Gedichts „Der Lockenraub", der Satyriker Pope, mit der gebrechlichen Gestalt, den unschönen Zügen und leuchtenden Augen, warf die Lippen auf und erwiderte: „Die Frauen hüten sich vor Unseresgleichen, theurer Freund! Sie fühlen, daß wir Häßlichen nicht zum Scherz, sondern im bittern Ernst auf Tod und Leben geliebt sein wollen."

„Aber, habt Ihr schon eine Strafe ersonnen für den glücklichen Gay und zugleich ein Rettungs-

mittel für seine Seele, Chesterfield?“ rief Hervey.

„Seine Seele ist wohl geborgen bei einer Frau wie Kitty Queensbury“, antwortete Chesterfield mit einem eigenthümlichen Zucken der Augenbrauen — „aber eine Strafe, daß er uns vernachlässigt und in den Kleidern eines Gentleman gesehen worden an unsern Tagen, muß ihm werden und eine empfindliche obendrein. Ich denke, wir verurtheilen ihn zu einer mehrwöchentlichen Verbannung aus den Wohnungen der Reichen und zu einer tüchtigen Arbeit. — Ihr wißt, John Gay hat zwei Fehler, die ihm in unserm Kreise noch manchen Schaden bringen werden: er kann keine zerrissene und beschmutzte Kleider tragen und keine Arbeit in einer bestimmten Frist vollenden. Fassen wir diese Eigenschaften nun zunächst ins Auge. Wir können ihn, dünkt mich, nicht empfindlicher strafen, als wenn wir ihn verurtheilen, täglich einige Stunden im Tower Hamlet zu

wohnen und dort auch abzuarbeiten, was wir ihm aufzugeben für gut befinden werden!“

„Die Strafen der devils dozen ſind ſtreng — — aber ſtets weiſe —“ lachte der Herzog von Belton. „So laßt ihn in ſolcher Verbannung, in zerriſſenem Rocke und niedergetretenen Schuhen eine Ode auf die Cypriſche Göttin ſchreiben!“ — „Oder ein Heldengedicht auf ſich ſelbſt!“ meinte der junge Dichter Thomſon, ein Schützling Cheſterfields.

„Oder ein Trauerſpiel!“ rief der junge Dichter Richard Savage, mit den ſchönſten Händen, die je aus beſchmutzten Aermeln hervorſahen. „Beſſer ein Luſtſpiel, wir wollen lieber lachen“, ſagte der heitere und elegante William Bogie, Doctor der Muſik, und drückte das Barett mit der zerzauſten Feder feſter in die Stirn.

„Laßt ihn einmal einen ordentlichen Operntext zuſammenreimen“, tönte jetzt die klangvolle Stimme eines Mannes, der bis dahin geſchwiegen. „Gay hat eine muſikaliſche Seele. Die Muſik

berauſcht ihn. Aber ein friſches Stück aus dem Leben des Tower Hamlet oder Bank-side muß er ſchreiben, keine Prinzeſſinnen und Herzoginnen dürfen darin vorkommen, damit unſere armen Sängerinnen endlich einmal nicht in Schleppkleidern einherzurauſchen brauchen."

Charles Mordaunt hatte geſprochen, der Freund Swifts und Pope's, der ſpaniſche Held, von dem man wußte, daß er, in unbefriedigter Ehe lebend, ſein edles Herz und Daſein der liebenswürdigſten Sängerin Anaſtaſia Robinſon zu Füßen gelegt, die ſich ſeit einem Jahr von der Bühne zurückgezogen.

„Das iſt ein glänzender Einfall!" rief Bogie erregt. „Einen engliſchen Operntext ſoll er ſchreiben — und ich will ihn componiren! Die Wirthſchaft mit den Italienern iſt nicht mehr zum Aushalten; ſie werden gar zu übermüthig. Der deutſche junge Muſikmeiſter Händel würde längſt vor Aerger geſtorben ſein, wenn er nicht ein ſo königlicher Löwe wäre in ſeinem Zorn, den ſie

Alle fürchten. Ich denke, er wird lieber unſere Oper dirigiren und ſiele ſie noch ſo toll aus, als den italieniſchen Klingklang."

„So ſoll's ſein", entſchied Steele, „aber im Volke muß es ſpielen, den Italienern, die nur Könige und Prinzeſſinnen ſingen wollen und unſerm hochariſtokratiſchen Dichter zum Trotz, das würde ihm auch die Arbeit erſchweren."

„Tiefer, tiefer laßt ihn herabſteigen", ſchallte Swifts harte Stimme, „in die Geſellſchaft der Diebe, Bettler und Mörder womöglich, allein ſchon zur Strafe, daß er die luſtigſte und beſte Geſellſchaft der Welt um eines Weibes willen vergeſſen." — „Es geſchahen ſchon größere Dinge auf Erden um eines Weibes willen", ſagte Cheſterfield ernſt. — „Ach, laßt doch die Helena und den trojaniſchen Krieg — laßt doch überhaupt die Frauen — wir haben wichtigere Dinge zu berathen", rief Hogarth dazwiſchen. — „Schweigt, William — auch über Euch Spötter wird einmal die Liebe kommen", fuhr der Lord fort, „und Eure Augen

auf eine Meile blind machen, damit wir Alle endlich Ruhe haben vor Euren unbarmherzigen Späherblicken!“

„Aber ich kenne die Frauen, und bin ihrer müde, wer darf mich darum schelten? Sie haben mich genug gequält, gefoppt und — gelangweilt, dafür räche ich mich an ihnen durch meine Bilder! Mich wird keine Frau fesseln — ich bin fertig mit den Göttinnen dieser Erde!“

„Euch hat noch keine edle Frau geliebt, armer Will. Wartet darauf und — dann redet von denen, die Ihr jetzt noch nicht kennt!“ antwortete Mordaunt.

„Er hat nur Jagd gemacht auf niederes Geflügel; seht doch zu, ob sich ein edles Hochwild nicht eher der Mühe lohnt! Versucht Euch in den Kreisen der Vornehmen ein Plätzchen zu erwerben“, sagte ein junger Granville, „und schaut Euch da um!“

„Nie und nimmer“, erwiderte Hogarth trotzig. „Ich bin ein Kind des Volks und will nur von einem Kinde des Volkes geliebt sein. Eine wilde

Rose ist mein Begehr — ich hasse die vornehmen Frauen und fliehe sie."

„Aber ich bin doch auch nur ein Kind des Volkes, und welch andere Wege gehen meine Gedanken, denn die Euren!" rief Henry Carrey mit funkelnden Augen. „Nur in der berauschenden Atmosphäre der Vornehmheit, nur im Glanz des Reichthums ist das Leben des Lebens werth, nur weiße duftende Hände lohnt es sich zu küssen, nur die Blumen aus einem wohlgepflegten stolzen Garten mag ich brechen! Für eine einzige gehütete, bewachte Blüthe lasse ich Euch alle wilden Rosen der Welt."

„Solche Blüthen pflegen aber selten in fremdem Boden zu gedeihen, Carrey," sagte Steele. „Denkt doch an den armen Addison, der die Gräfin Warwik heimführte. Welch ein Brautstand voll Demüthigungen und Pein! und dann folgte eine dreijährige Ehe voll Gram und Leid. Denkt an Dryden, der die stolze Elisabeth Howard sich errang, nachdem er seine Geliebte verlassen, die ihm

ihr Alles geopfert. Sie quälten ſich gegenſeitig zu Tode. Denkt an den edlen, gelehrten und berühmten Dr. Donne und die Nichte des Grafen von Northumberland, die ſein Weib wurde gegen den Willen der Ihrigen. Sie trugen zuſammen ein Leben voll Noth und Elend — und ſie kämpfte bis zu ihrem letzten Athemzuge mit dem Willen, das glückliche Weib eines armen Schriftſtellers zu ſein und mit der Marter, mit ihren kleinen Füßen, ſtatt auf Teppichen, auf harter Erde wandeln zu müſſen, ohne daß ſie ſagen durfte: es ſchmerzt!"

Ein Schritt ward in dieſem Augenblick draußen gehört, eine Hand drückte die ſchwere Thür auf, — ein hochgewachſener Mann trat ein. Den naſſen kurzen Mantel von Tuch warf er auf die nächſte Bank, den breitkrämpigen Filzhut dazu.

„Da habt Ihr mich! Das Teufels-Dutzend iſt voll, nun macht mit mir was Ihr wollt — ich kenne Eure Geſetze — und erwarte meine Strafe! Eine Entſchuldigung habe ich nicht — wenigſtens keine, die Ihr gelten laſſen werdet!" —

Die Anwesenden erhoben ein Triumphgeschrei; es war John Gay. — Der damals so beliebte Dichter der Fabeln und Liebessonette, das enfant gaté der vornehmen Gesellschaft, zählte etwa 36 Jahre. Man behauptete, daß die Frauen ihn auszeichneten. Sein feines Gesicht, seine schwärmerischen braunen Augen und seine weichen angenehmen Manieren, verbunden mit einem mehr anmuthigen als großen Dichtertalent, hatten ihn zum Liebling der Salons gemacht. Ein sehr empfindsames und leicht erregbares Herz verwickelte ihn in zahllose Liebesabenteuer, aus denen er allein jedoch bis zur Stunde die Wunden davon getragen. Die schönen Frauen, die er angebetet und von denen er sich geliebt glaubte, hatten sich mit erschreckender Schnelligkeit und Leichtigkeit in sorgende und rathende Freundinnen verwandelt. Er gehörte eben zu jener Gattung von Männern, die für die Frauen etwa den Werth einer leichten angenehmen Unterhaltungslectüre haben, — man führt sie überall gleichsam bei sich, sie ist aller Zeit angenehm und bequem,

aber man nimmt sie eigentlich doch nur zur Hand, wenn man ausruhen will von höhern Emotionen. — Die berühmte und berüchtigte Schauspielerin Anna Olfield, deren Schönheit und Verschwendung in gleichem Maße angestaunt wurden, bedurfte seiner genau in dieser Weise und zog ihn an sich. Diese bezaubernde Circe schien seine heftigste und — letzte Liebe gewesen zu sein. Nach ihrem Tode war er schwer erkrankt, man hatte sogar für sein Leben gefürchtet. Ob nun jene geistvolle Herzogin, die sich seines verlassenen Daseins so barmherzig angenommen, ihn schon über den Verlust der Olfield zu trösten im Stande gewesen, ob dies überhaupt von ihr wirklich versucht worden war, wußte vor der Hand Niemand. Die Mitglieder des devils dozen sahen mit einigem Neid auf diese neue Eroberung dieses ihres Genossen, besonders, wie man glaubte, Granville und Lord Chesterfield selber. — Es währte eine Weile, ehe der Sturm sich gelegt hatte, den Gay's Erscheinen hervorrief und man die knarrende Stimme

Swifts wieder unterſchied, der eine Strophe eines vor Jahren von ihm auf die ſchöne Kitty, damals noch Kitty Hyde, verfaßten Lobgedichts recitirte:

If Queensbury to stirp there's no compellen,
Tis from a handmaid we must take a Helen.

Mit einem ſchwermüthigen Lächeln nahm der Dichter alle Spöttereien ſeiner Freunde hin, die eben jetzt wie ein prickelnder Sprühregen auf ihn herabfielen. Da war Keiner, der nicht irgend eine pikante Bemerkung vom Stapel gelaſſen, man rief und lachte wild durcheinander. Als endlich der Lärm ausgetobt, legte Gay ſeine Hand — es war eine faſt mädchenhafte Hand — auf die Schulter Cheſterfields und fragte:

„Was verlangt Ihr nun eigentlich zunächſt von mir?“

„Zu allererſt Rechenſchaft, allwo Ihr Eure verſäumten fünf Montage verbracht. Ihr wißt, Ihr ſeid dem Teufels-Dutzend vor allen Dingen unbegrenzte Offenheit ſchuldig.“

„Ich fuhr ſpazieren und las der Herzogin von

Queensbury meine neuen Gedichte und auf ihren Wunsch Priors „Henry und Emma“ vor. Sie war einige Wochen lang krank.“

Eine leichte Blässe überflog bei diesen Worten das Gesicht Chesterfields. Einen Augenblick zögerte er mit der Antwort, deshalb rief Pope herüber:

„Wünschte vielleicht der Herzog heut' eine Probe Eurer Poesieen zu hören und wurdet Ihr eben deshalb etwa plötzlich heiser, John Gay? Denn anders läßt sich Euer Erscheinen hier unter uns nicht wohl erklären.“

„Doch — es läßt sich ein wenig anders erklären, theurer Pope. Eure schöne Freundin, Lady Worthley, — oder, wie Ihr sie lieber nennt, Lady Montagu war es, die mich aus dem Boudoir der Herzogin vertrieb. Ihr wißt, daß ich mich ein klein wenig vor ihr fürchte. Sie trug auch diesmal wieder ihr türkisches Costüm und erklärte feierlich, nie mehr anders erscheinen zu wollen.“

„O weh, armer Pope! Meidet jene verführerische Sultanin! Ich fürchte, sie ist unbeständiger aus der Türkei zurückgekehrt als sie ging," lachte Lord Hervey. „Wahret Seele und Leib so lange es noch Zeit, ich rathe es Euch!" Pope wurde dunkelroth. „Ich lege Euch kein Hinderniß in den Weg, die Veränderlichkeit eines Weibes in Bezug auf ihre Freunde selbst zu prüfen", antwortete er gereizt. „Wenn Ihr wollt, werde ich Euch morgen bei der Lady einführen. Ich hoffe, daß Eure Schönheit sie nicht veranlassen wird, ihren treuen Anhänger zu verabschieden um Euretwillen."

„Ich nehme Euren Vorschlag dankbar an", erwiderte Hervey, sich spöttisch verneigend, „und werde mir erlauben, morgen bei Euch vorzufahren, um Euch nach Twikenham abzuholen. Nehmt Euch aber in Acht, mein Freund. Meine Häßlichkeit ist meine Schönheit und — sie siegt vielleicht diesem excentrischen Weibe gegenüber."

„Ich bitte um meinen Urtheilsspruch und meine

Buße", ſagte jetzt Gay mit einem Zeichen von Ungeduld.

„Nun denn, hier iſt er — und Ihr werdet geſtehen, daß er ebenſo mild als gerecht iſt", lautete Cheſterfields Antwort. „Ihr ſollt Euch nämlich während der Dauer einer Arbeit, die wir Euch aufzugeben gedenken, eine Kammer in irgend einem Hauſe in Tower Hamlet miethen, und daſelbſt täglich ſechs Stunden zu verbringen Euch verpflichten. Die Wahl der Zeit ſei Euch überlaſſen. In dieſer Kammer nun ſollt Ihr einen Operntext zu einem luſtigen Volksſtück dichten. Prinzeſſinnen und Herzoginnen dürfen aber darin nicht auftreten, John Gay, nur lauter Leute mit zerriſſenen und ſchlechten Kleidern. In einem Jahr muß die Arbeit fertig ſein, und zur Prüfung den devils dozen vorgelegt werden; Niemand zuvor darf ſie ſehen — hört Ihr? Bis dahin mögt Ihr nach den barmherzigen Geſetzen unſeres Bundes trotzdem unſer Gaſt ſein an allen Verſammlungstagen und Euren Seſſel an den Kamin ſchieben. — Ich habe nichts

weiter zu ſagen. — Ihr dürft jetzt Eure Gegenbedingung ſtellen, wie es in unſerer Geſellſchaft Brauch. Sprecht alſo frei, John Gay!“

„Ihr ſeid ſehr großmüthig“, ſagte der Dichter mit einem tiefen Seufzer und leiſem Spottlächeln, „ich bekenne mich ſchuldig und verſpreche Alles, was Ihr wollt, zu erfüllen. Hogarth mag mir helfen, ein Quartier in Tower Hamlet zu ſuchen. In einem Jahr will ich wieder mit an Eurem Tiſche ſitzen, ſofern ich noch lebe, nicht als geduldeter Gaſt am Kamin; ich verlange dafür aber, daß Niemand anders zu dieſer Volksoper die Muſik ſchreibe, als Ihr Alle, mit möglichſt geringer Hülfe von William Bogie. Die wilde verrufene Bande der devils dozen ſoll von ſich reden machen im guten Sinne, nachdem man ihr ſeit ihrem Beſtehen ſo viel Böſes nachgeſagt. Und dazu ſei Euch wiederum ein halbes Jahr nach Vollendung meiner Arbeit Zeit gegeben.“ — Ein jubelndes Gelächter entſtand. „Er hat Recht!“ „Ein köſtlicher Einfall, der uns vielleicht unſterblich macht!“

„Welch Aufſehen in ganz England!“ ſo ſchwirrten die Stimmen durcheinander.

„Ihr müßt es auch übernehmen, dazu eine neue Sängerin der Hauptrolle auszukundſchaften, und ſie muß eine Engländerin, ein Kind des Volkes ſein!“ fuhr Gay fort. „Recht ſo! Nichts mehr von fremden Singvögeln. Den grauen Hänfling oder die Haidelerche laßt uns einfangen“, rief Bogie. „Den wilden Schlag unſerer heimiſchen Vögel wollen wir hören, wir ſind der kunſtvollen Triller und ſüßen Locktöne müde!“ — „Wein herbei!“ gebot jetzt Cheſterfield, „vom Beſten, die Geburt eines großen Gedankens zu feiern! Eine luſtige Nacht liegt vor uns. John Gay, arbeitet tüchtig, wir werden Eurer Schöpfung dermaleinſt ſicher keine Schande machen! Füllt die Becher! Hoch lebe die Genoſſenſchaft der devils dozen!“

Dieſem Rufe folgte eine allgemeine Ausgelaſſenheit. Man zog die hochlehnigen Seſſel näher an die Tafel, Trinkſpruch folgte auf Trinkſpruch, John Beswik mußte den dicken Bob, ſeinen Ge-

hülfen, herbeirufen, da er allein das Geschäft des Füllens nicht mehr zu versehn im Stande war. — Geistreiche Wortspiele, blendender Witz, derber Scherz flogen wie Funken herüber und hinüber, Keiner der Versammelten blieb zurück, es war ja eine Vereinigung der feinsten und bedeutendsten Köpfe Londons. Tolle Reden fielen dazwischen, kecke Worte wurden gesprochen und erwidert — aber der Niederschlag war und blieb doch immer Gold — nämlich Geist. Man trank und blieb in gewohnter Weise beieinander bis zum Morgen.

John Gay fand sich am nächsten Tage mit einer unklaren Erinnerung an einen etwas mühevollen Heimweg in jenem Dichterzimmer wieder, das ihm die Freundschaft seiner hohen Gönnerin so anmuthig eingerichtet. Er wohnte in dem sogenannten Charterhouse, einer Art Versorgungs-Anstalt. — Vor alten Zeiten stand das Pesthaus auf derselben Stelle, die Mauern desselben wurden von dem frommen Sir Walter Manny zum Aufbau eines Karthäuserklosters benutzt. Später verwan-

delte ſich das Gebäude in ein Jagdſchloß Heinrichs VIII., der es in einem Anfall von Großmuth an einen ſeiner Lieblinge verſchenkte. Seitdem ging es von Hand zu Hand, bis Thomas Howard, Herzog von Norfolk, es endlich an ſich brachte. Hier lebte er, der unglückliche Schwärmer für die ſchöne ſchottiſche Königin — hier träumte er von ihr, bis das Beil des Henkers allen Träumen, aller Liebespein und Sehnſucht ein Ende machte. — Das Haus wechſelte nach ſeinem Tode noch vielfach ſeinen Herrn, bis es durch einen reichen Kaufherrn in eine Schule für arme Knaben und eine Art Penſionsanſtalt für Männer jedes Standes und Alters verwandelt wurde.

Auf die lebhafte Phantaſie Gay's hatte eben dies Haus allezeit einen mächtigen Zauber ausgeübt, ſeitdem er es eines Tages mit ſeiner Schützerin, der Herzogin von Queensbury, beſucht, und durch die Vermittlung ſeiner vielvermögenden Gönner wurde ihm wenige Wochen ſpäter auch wirklich das Wohnzimmer des Herzogs von Norfolk einge-

räumt. Es lag am südlichen Ende des Gebäudes, seine Fenster gingen auf die großen grünen, von mächtigen Eichen überschatteten Rasenplätze des Gartens hinaus. Wie oft mochten des armen Norfolks Augen auf diesen Bäumen geruht haben, — wundersame Geschichten erzählten die Blätter dem Dichter von ihm, wenn sie Abends im Mondschein rauschten.

Auch die getäfelten dunkeln Wände mit der vergoldeten Decke redeten seltsame Dinge — es war ein wirkliches Dichterzimmer, diese Zufluchtsstätte John Gay's. Und in diesem Raume, den verlassen zu müssen ihn mit Schmerz erfüllte, war es, wo der Dichter sich eben jetzt Dinte, Papier und Feder zurecht legte und eine gereimte Entschuldigung an die Herzogin von Queensbury begann. „Ich kann sie heut wirklich nicht sehen", murmelte er, „noch nie fühlte ich mich so stumpf und müde. Und Frauen haben einen so scharfen, schlimmen Blick!" Er warf dabei einen verstohlenen Blick in den Spiegel, ehe er weiter schrieb, und

wirklich, ein auffallend bleiches, abgespanntes Gesicht schaute ihn daraus an. Mit ungewöhnlicher Mühe und Anstrengung legte er seiner hohen Gönnerin diesmal ein Gedicht zu Füßen, worin er ihr in ziemlich rührender Weise gestand, daß „schmerzvolle Erinnerungen“ ihn zwängen, diesen Tag fern von ihr in „Nacht und Dunkelheit“ zu verleben.

„Armer John Gay“, dachte Kitty Queensbury, als sie diese zarten Worte gelesen, „sein Herz will noch immer nicht gesunden! Welch grausame Zerstörerin ist doch die Liebe, und wie klug ist es von mir — nicht zu lieben!“

Capitel II.

Das Haus eines deutſchen Muſikers.

Motto:

„Nachtigall, ich hör' dich ſingen,
'S Herz im Leib möcht' mir zerſpringen.
Herzige Frau Nachtigall,
Sei gegrüßt viel tauſend Mal!"

Altes Volkslied.

Wie es Inſeln giebt voll ſüßer Stille, voll zauberiſchen Friedens inmitten eines Oceans voll ruheloſer Wildheit, ſo giebt es auch Häuſer inmitten großer Städte, die in ihrer Abgeſchloſſenheit, in ihrer Unberührtheit von all dem Lärm und Treiben ringsumher, an jene Märchen von den Glas-umzogenen Plätzchen erinnern, die den Schützlingen guter Feen als Wohnort angewieſen wurden. Ein ſolches Verſteck war damals auch in der Weltſtadt London zu finden.

Am Ende der Foreſtreet, einer ſtillen, hellen Straße, ſtand ein kleines Haus, zwei Bäume waren als Wächter davor aufgepflanzt. Seine Fenſter ſahen auf die alte St. Giles Kirche, in der einſt Oliver Cromwell mit Eliſabeth Boutcher getraut wurde. — Die bunten Glasſcheiben warfen zitternde Lichter auf die Steingräber des kühnen Seefahrers Martin Forbiſher und der beiden Miltons, die nun nicht mehr nach einem „verlorenen Paradieſe“ ſich ſehnten. — Eine prächtige Orgel ſchmückte den Chor, und wenn der Organiſt von St. Giles, der berühmte Magnus, der in dem niedern Hauſe auf der andern Seite der Kirche wohnte, ſpielte, ſo öffneten ſich alle Fenſter in der Nachbarſchaft, um jene prächtigen Klänge einzulaſſen, und überall erſchienen die Köpfe und Geſtalten andächtig Lauſchender. In dem Hauſe mit den grünen Bäumen lebte nun bereits ſeit achtzehn Jahren ein deutſcher Muſiker, nämlich der hochgelehrte Theoretiker Doctor Johann Chriſtoph Pepuſch. Er war in Berlin geboren, aber

davon redete hier Niemand, die Londoner Musiker nannten ihn vielmehr eben mit großer Genugthuung ihren Landsmann, und er ſtand in hohem Anſehen bei ihnen. — Die Muſik in England trat eben damals in ein neues glänzendes Stadium, das Volk fing allmälig an, ſie als ein Allgemeingut auch für ſich zu beanſpruchen, ſie hörte auf ein Luxus zu ſein, den ſich nur die Vornehmen und Reichen geſtatten durften. In den Kirchen verlangte man Muſik zu hören und die luſtigen Volksſtücke und ſchauerlichen Trauerſpiele wurden mit, freilich zuweilen ſehr ſeltſamer, Muſikbegleitung aufgeführt. — Pepuſch war auch der Gründer eines Inſtituts geworden, das man bereits in London mit Stolz nannte, nämlich der Akademie „of ancient music.“ Die jungen und ältern Muſiker unterwarfen ſich bei dieſem Unternehmen willig dem Urtheile eines Fremden, deſſen tiefe und langjährige Studien der griechiſchen und römiſchen Kunſtgeſchichte, ſowie der alten Muſik Jedem, auch

dem Selbſtbewußteſten, imponiren und Reſpect einflößen mußten. Aber nicht nur altitalieniſche Muſik wurde von dem gelehrten Deutſchen ans Licht gezogen, und einem ziemlich ſpröden Chor von Sängern und Spielern mit großer Geduld eingeübt, ſondern mit gleicher Liebe und Sorgfalt beſchäftigte er ſich mit den hinterlaſſenen Werken engliſcher Muſiker. Die 29 berühmten Madrigale, jene Lobgedichte auf die „jungfräuliche“ Königin, von Thomas Morley, die von faſt eben ſo vielen Componiſten fünf- und ſechsſtimmig geſetzt worden waren, ſäuberte er gleichſam vom Staube, zog ſie aus ihrer Vergeſſenheit hervor, ſetzte Begleitungen dazu, die ſich ſtreng an die alten Formen ſchmiegten, und beſchenkte das Volk auf dieſe Weiſe mit dieſen koſtbaren Edelſteinen in neuer Faſſung, von deren Beſitz es nichts wußte. — Man lernte nunmehr Namen kennen, wie die eines Morley, Carlton, Cavendiſh, Mundy, Gibbons und Anderer und nahm auch die wiederholten feierlichen Aufführungen eines „Tedeum“ des Henry Purcel

und ſein ſchönes „Jubilate“ mit einer wahren Begeiſterung auf. Das Volk zeigte ſich weit empfänglicher, als der deutſche Muſiker ſich's zu träumen gewagt, und dieſe Wahrnehmung ſpornte ihn ſelbſtverſtändlich zu immer neuen und immer erfolgreicheren Anſtrengungen an. Sein etwas mürriſches trockenes Weſen hielt übrigens die Unbeſcheidenen und Neugierigen in gehöriger Entfernung, er liebte nicht viele und wechſelnde Bekanntſchaften, und zog nur eine kleine Schaar von Auserwählten näher an ſich und in ſein Haus. Wer nun aber dieſes Vorzugs theilhaftig wurde, der konnte nicht genug die Güte und Wärme des alten Herrn rühmen, noch die heitere Liebenswürdigkeit ſeiner Frau, der ehemaligen Sängerin und Harfenſpielerin Marguerita Lépine. Eine innige Freundſchaft verband ihn mit ſeinem um ein Jahrzehnd etwa jüngeren Nachbarn, dem Organiſten von St. Giles, der mit einer alten Haushälterin in jenem kleinen Hauſe hinter ſeiner geliebten Kirche ſein Weſen trieb und nur an drei

Plätzen ſich heimiſch zu fühlen ſchien: auf ſeiner Orgelbank, an ſeinem düſtern Arbeitstiſch, von dem nie der Staub abgefegt werden durfte, und — in der Wohnſtube des ſtillen Hauſes mit den grünen Bäumen.

An jedem Sonnabend verſammelten ſich nämlich dort die Bekannten des deutſchen Muſikers in der ſiebenten Abendſtunde, um ſich erſt nach Mitternacht wieder zu trennen. Da wurde denn, wie es eben kam, geſpielt, geflötet, gegeigt und geſungen, dazwiſchen viel geſcherzt und geplaudert, und nach dem Thee, wenn man müde geworden war, ging man nach Hauſe. — Allgemeine Verwunderung pflegte an ſolchen Abenden die lautloſe Aufmerkſamkeit eines kleinen Mädchens zu erregen, das Pepuſch eines Tages (ſie ſchien damals etwa zehn Jahre alt) ſeinen Gäſten als ſeine Pflegetochter, das Kind eines engliſchen Freundes, vorführte. Lavinia Fenton, ſo hieß ſie, ſchien in jenen Stunden nur da zu ſein, um zu hören, man erkannte das nach der Schilderung des Muſikers

ſonſt ſo wilde Kind gar nicht in ihr. So lange noch der Ton eines Inſtruments oder einer Stimme, die ſang, hörbar war, wich ſie nämlich nicht aus ihrem Winkelchen hinter dem Spinet. Ihre dunkelgrauen Augen flammten dann und ein Lächeln höchſten Glücks verklärte ihr feines Geſicht. Wenn Pepuſch, wie dies ſeine Gewohnheit war, aufſtand, weil er es an der Zeit hielt, aufzuhören, und die breite Hand auf den Deckel ſeines Inſtruments legend, energiſch rief: „Nun iſt's genug für diesmal, ich mag nichts mehr hören!“ ſo ſchmiegte ſich die Kleine gewiß an ihn und bat: „Nur noch eine Viertelſtunde!“ — Die Stimme hatte dabei einen ſo ſüßen Klang, daß gar Mancher ſich wunderte, warum der alte Muſiker nicht ſofort wieder von Neuem anfangen ließ. Wie konnte man überhaupt dieſem Kinde eine Bitte abſchlagen?! Höchſtens ein „deutſcher Bär“ konnte dergleichen über's Herz bringen, dachte wohl mehr als Einer im Stillen. — Das Schönſte an der kleinen Lavinia waren übrigens ihre Augen, die zu dem

köſtlichen blonden Haar, das in loſen Ringeln auf ihre Schulter fiel, ſo ſeltſam ſtanden. So hell ſie ſchon jetzt glänzten, wenn das Kind plauderte oder lachte, oder Muſik hörte, ſo mußte man bei ihrem Anblick doch allezeit denken, wie viel Licht wohl noch unter dieſem durchſichtigen dunkeln Schleier ſchlafen möge, das ſich einſt entzünden werde an dem Strahl der Liebe. — Es war etwas Geheimnißvolles um dies Kind, das fühlte Jeder, der Lavinia ſah, und doch fragte Niemand weiter, als damals Pepuſch kurz erklärte: „ſie iſt eines Freundes Kind und mutterlos.“ — Zwei der regelmäßigen Gäſte des Doctors beſchäftigten ſich aber ganz beſonders viel mit Lavinia Fenton, freilich Jeder in ſeiner Weiſe, und das war der Organiſt von St. Giles und ſein kaum fünfzehnjähriger blinder Schüler Jamie, ein Neffe des verſtorbenen Dichters Dryden. — So ernſt und abſtoßend Magnus ſonſt gegen Alt und Jung zu ſein pflegte, ſo freundlich und geduldig blieb er jenen tauſend Poſſen gegenüber, die die Kleine erſann, um ihn

aus ſeiner Ruhe zu bringen und ſich zugleich ſelbſt zu beluſtigen. Sie durfte bei ihm eben Alles wagen und wagte denn auch, nach Frauenart, Alles; trotzdem gelang es ihr nie, ſeinen Zorn zu erregen, was ſie doch in ihrem Uebermuth zuweilen ſo ſehnlich wünſchte. — „Aber, ich laſſe nicht nach, bis er einmal wirklich und wahrhaftig aufbrauſt, und ſollte ich mich bis an mein letztes Stündlein mit ihm quälen!“ ſagte ſie oft, halb trotzig, halb ſcherzend, und trieb ihr tolles Spiel mit ihm um ſo eifriger, je geduldiger er blieb. Nur wenn ſie ihn in der Kirche ſpielen hörte, vergaß ſie ihre Neckereien und kindiſchen Gedanken, um, dicht an den blinden Geſpielen geſchmiegt, jenen wundervollen Accorden zu lauſchen, welche die häßlichſten und breiteſten Hände in Old-England den Taſten der Orgel entlockten.

„Küſſen und lieb haben könnte ich ihn, wenn er geſpielt hat“, flüſterte ſie dann wohl ihrem jungen Freunde zu.

„Ich werde auch ſo ſpielen lernen, Du ſollſt

es hören, Lavinia", lautete dann wohl die erregte Antwort, — „Du und Eliſabeth, — — und ſie ſoll dann —"

„Was ſoll ſie, Jamie?"

„O Nichts — es iſt ein kindiſcher Gedanke — frage nicht weiter", bat er dann erröthend.

Und ſie fragte auch nicht, ſie dachte ja ſchon im nächſten Augenblick nicht mehr an ſeine Worte, — ſie dachte nur daran, voll von jenem tiefen heiligen Mitleid des echten Frauenherzens, wie ſie ihn leiten und führen, was ſie ihm erzählen und bringen ſolle, damit er nur das Eine, Schreckliche nicht fühle: — wie dunkel es um ihn her! Für Lavinia gab es keinen entſetzlicheren Gedanken als den — blind zu ſein.

Wer hätte ahnen können von all den Freunden des deutſchen Muſikers, daß dies feine, zierliche Geſchöpf mit den edel geſchnittenen Zügen und ariſtokratiſchen Manieren das Stieftöchterlein des bekannten Wirthes der Beswik-Schenke ſei? — Daß dies auch einſtweilen Niemand erfuhr, war

die angelegentlichſte Sorge des Doctors und ſeiner Frau.

Nur Magnus war in dies Geheimniß eingeweiht, ſowie ſein blinder Schüler; Erſterer, weil Pepuſch vor ihm kein Geheimniß auf dem Herzen behalten konnte; Letzterer, weil Lavinia ihm vom erſten Tage ihrer Bekanntſchaft an eben Alles anvertrauen mußte, was ſie ſelbſt wußte. Kaum zwei Jahre alt war das Mädchen geweſen, als ihre Mutter, die hübſche Wittwe des Corporal Fenton, den ſtattlichen John Beswik heirathete. Nach kaum fünfjähriger Ehe und langem Kränkeln ſtarb Nelly und ließ ihren trauernden Gatten mit dem lieblichſten und zärtlichſten Kinde allein. Und daß die Beswik-Schenke kein Boden, auf dem ſolche Blume wachſen und ſich entfalten könne, fühlte Niemand tiefer, als ihr Beſitzer ſelbſt. Je größer ſeine Liebe zu ſeiner Stieftochter, und er hatte ihr ſein ganzes Herz in die kleinen Hände gelegt, je eifriger war er darauf bedacht, für ſie

einen Zufluchtsort zu ſuchen, wo er ſie geſchützt wußte vor jedem rauhen Hauch.

Man ſagt, daß in jeder Menſchennatur ein Plätzchen, allwo Palmen gedeihen und in den Himmel wachſen müßten, wenn eine liebende Hand ſie pflanzte. Und es war in der That eine junge Palme in der Seele des ſchlichten Schenkwirths, jene unbegrenzte opferwillige Liebe zu ſeinem Stiefkinde. Um ihretwillen war er in jeder Weiſe achtſam auf ſich ſelbſt, kein rohes Wort entſchlüpfte ihm in ihrer Gegenwart, er wachte über ſich ſelbſt und ſeine Umgebung mit peinlicher Sorgfalt.

Er ließ das Kind, als es heranwuchs, unterrichten nach beſtem Wiſſen, und bezahlte den alten Lehrer, der dem Wildfang einen Begriff von Buchſtaben und Zahlen beizubringen verſuchte, auf das Freigebigſte. Den Frauen ſeiner Bekannten und Standesgenoſſen hätte er um keinen Preis ſeine kleine Lavinia anvertraut; geſtand er ſich doch heimlich, als die arme Nelly noch lebte, daß er ſie ſelbſt in den Händen ihrer eigenen Mutter nicht genügend aufge-

hoben wähnte. Der Palaſt einer Herzogin, mit all ſeiner Pracht und Herrlichkeit, wie er ihn ſich wohl dachte, erſchien ihm kein zu prunkvoller Aufenthalt für dies Kind, das auf ihn einen räthſelhaften Zauber ausübte. Die Prinzeſſin von Wales ſelber, die treue Mutter von neun Kindern, wäre von ihm zur Hüterin ſeines Schatzes beſtellt worden, wenn er eben die Wahl gehabt hätte.

Daß John Beswik ſich endlich entſchloß, ſein Töchterchen dem deutſchen Muſiker in der Foreſtreet anzuvertrauen, war folgender Maßen zugegangen. Pepuſch war nämlich ein langjähriger Beſucher der Beswik-Schenke. Er pflegte, wenn ihm einmal irgend ein Fugenthema im Kopfe herumging, oder ihn eine Unterſuchung über irgend einen Satz dieſes oder jenes, ſeit vielen Jahren vermoderten Muſikers, den ſeine eigenen Zeitgenoſſen kaum gekannt, ungewöhnlich viel zu ſchaffen machte, wohl ſtundenlang in der Schenkſtube zu ſitzen. Seine großen grauen Augen ſtarrten dann an die Decke oder in den mächtigen Krug voll Ale, der öfters

gefüllt werden mußte, und die linke Hand ſchlug bald dreiviertel, bald, wenn er heftiger wurde, der gelehrte Muſiker, neunachtel Tact dazu, wobei er aus ſeiner kurzen Pfeife furchtbare Rauchwolken blies. — John Beswik wußte, daß dann Niemand ſich ſeinem wunderlichen Gaſte nähern durfte, ja, daß eine Fliege, die ſich auf den Rand des Kruges ſetzte, ihn ſchon ſtörte und zu gewaltigem Stirnrunzeln brachte. War er fertig mit ſeinen Grübeleien und mit ſeinen Gedanken im Reinen, ſo legte er die Pfeife nieder, leerte den Krug in einem Zuge und rief in ſeinem etwas ſchwerfälligen Engliſch: „Schenkt ein, Beswik, und laßt uns nun noch einen Schwatz halten!“ — Da kam denn der Gerufene allezeit gern und flink herbei, denn mit dem Doctor Pepuſch ließ ſich's beſſer plaudern, wie mit manchem engliſchen Landsmann. Der Fremde wußte in dem großen London faſt ſo gut Beſcheid, wie daheim in ſeinem Deutſchland, das ſich der engliſche Schenkwirth freilich mit lauter Bären, Wölfen und — Muſikanten bevölkert dachte,

und hatte vielerlei Leute gesehn und nicht umsonst gelebt, und pflegte so schlicht und verständig zu reden.

John Beswik selbst hielt Ohren und Augen ebenfalls allezeit offen, kam mit allerlei großen und kleinen Leuten in nächste Berührung, hatte auch das Herz und den Kopf auf der rechten Stelle und machte manche treffende Bemerkung; und so kam es denn, daß die Beiden bald Gefallen aneinander fanden. — Dies Gefallen des deutschen Musikers beschränkte sich freilich nur auf die Person des Schenkwirths, es fiel ihm nie ein, zu fragen, ob dieser Weib und Kind, oder gar ihm zu erzählen, daß er selbst verheirathet: er freute sich an der frischen derben Art und den klugen raschen Antworten seines Wirthes, das war Alles. — Beswik war als Engländer, in Bezug auf sein häusliches Leben, ebenfalls verschlossen und unzugänglich. Das Antlitz seines Weibes hatte noch keiner seiner Gäste erblickt, die hübsche Nelly bewohnte den obern Stock, der seinen besonderen Eingang hatte und durfte nie, so große Lust

ſie auch anfangs dazu verſpüren mochte, den Fuß in die Schenkſtube ſetzen. Die alte Jane, eine tüchtige Magd, führte ſeit Jahren das Scepter in Küche und Keller, und ein Aufwärter, der dicke Bob, half ihr. „Wie eine Prinzeſſin lebt Nelly Beswik“, pflegten die neidiſchen Nachbarinnen naſerümpfend zu ſagen; aber Beswik freute ſich, wenn ihm ſolches zu Ohren kam. — Da geſchah es eines Tages, es war im Anfang April, daß der gelehrte Muſiker, wie ſo oft, in tiefen Gedanken in der Schenkſtube ſaß. Etwas recht Schwieriges mußte es ſein, das ihn diesmal beſchäftigte; denn unzählige Falten und Fältchen ſtanden auf ſeiner Stirn und die Tactſchläge der Hand wechſelten mit erſtaunlicher Schnelligkeit. Um die vierte Stunde war es, die Fenſter ſtanden weit offen, um die laue Luft einzulaſſen, die Fliederbäume vor der Thür fingen ſchon an die blauen Knospen zu öffnen, denn ſelbſt durch die dunkeln Gaſſen zog ja der Frühling mit ſeinem Duft und ſeiner würzigen Friſche, die man nur

empfinden, nimmer beſchreiben kann; und wenn auch in den Straßen der Rieſenſtadt Niemand einen andern Athemzug thun konnte, als einen mit Staub und Dunſt vermiſchten, ſo glaubte doch Jeder mit einem Aufblick zu dem blauen Himmel über ihm, die köſtlichſte Balſamluft zu athmen, — es war ja eben Frühling und im Regents-Park blühten die Veilchen.

Da wurde plötzlich in der Nähe der Schenkſtube, vor den Ohren des gelehrten Deutſchen, der den Frühling wieder einmal auf eine Weile vergeſſen zu haben ſchien, eine Kinderſtimme laut, die rein und ſüß die erſte Strophe jener alten ſchottiſchen Ballade von „Lord Reochs“ Tochter ſang:

„Row weal my bottie row weal!“

Gleich darauf ſchlüpfte ein Kind, halb ſcheu, halb haſtig zur Thür herein, und warf ſich mit einem Jubelſchrei in die Arme des erſchreckten ihm entgegentretenden Beswik. Das Mädchen trug einen Strauß wilder Frühlingsblumen in den

Händen. „Papa, ich habe sie alle für Euch gepflückt und Bob hat mir geholfen!“ rief sie, „und bringen mußte ich sie Euch gleich, sonst verwelken sie!“

Bob aber, ein stämmiger Bursche, schon seit fünf Jahren im Dienste des Schenkwirths, stand grinsend an der Thür und murmelte: „Ich konnte sie nicht halten, — ich weiß, daß sie nicht hier herein darf, aber wer kann sie halten?!“

Das Kind hob das erhitzte Gesicht während dieser Worte fragend zu dem Stiefvater auf. Ihr Strohhut war herabgefallen und lag am Boden, die blonden Locken hingen wirr herab.

„Aber, Lavinia, hast Du wieder vergessen, daß Du nie hierher kommen sollst?“ fragte John Beswik, halb besorgt, halb entzückt sich zu seinem Liebling niederbeugend, um ihn fortzuführen.

Wie mußte der gelehrte Musiker ob solcher Unterbrechung zürnen — er wagte gar nicht hinzusehen zu ihm! — Aber da hörte er zu seinem grenzenlosen Erstaunen die Stimme des Doctors der Musik, die ganz mild fragte: „Ist sie es, die

eben das Lied von Lord Reoch's Tochter gesungen, und ist das Euer Kind?"

„Ja, es ist meine Hauslerche, meine Stieftochter, Lavinia Fenton", lautete die frohe Antwort. — „Hast Du auch noch einige Blumen für mich, Kleine", lächelte der Musiker zu dem Kinde hingewandt. Ein Blick flog aus den glänzenden Kinderaugen zu ihm herüber, jener forschende, suchende Blick, wie ihn eben nur solche Augen ausschicken, um sich nachher voll Vertrauen der fremdesten Erscheinung innig anzuschmiegen, oder — für immer sich von ihr wegzuwenden. — Was ist's wohl, das jene Kinderaugen suchen und zu finden sich sehnen?

Lavinia Fenton löste nach diesem Blick sofort die Hälfte der Blumen aus dem Strauß und legte sie dem Fremden in die Hand mit dem süßesten Lächeln. Und der gelehrte Herr, der zum ersten Mal, seit er die Beswik-Schenke besuchte, in seinen tiefen Meditationen eine Störung erfahren, zog trotzdem den kleinen Störenfried in seine Arme

und wollte ihn küſſen. Das Mädchen aber bog den Kopf zurück und ſagte: „Wartet doch, bis Ihr mich lieb habt! Der Vater ſagt immer: ich muß dich küſſen, weil ich dich ſo lieb habe und du artig geweſen biſt! Weshalb wollt Ihr mich jetzt aber ſchon küſſen?“

„Zum Dank für die Blumen, kleine Närrin!“ lachte Pepuſch, ließ ſie aber doch aus den Armen. „Das Kind hat die ſüßeſte Stimme, die ich je gehört. Pflegt dieſen goldenen Schatz, John Beswik, und bringt die Kleine einmal zu meiner Frau; ich habe nämlich auch eine Frau und wohne nahe bei der St. Giles-Kirche. Ich hole ſie einmal ab in nächſter Woche auf einen ganzen Tag, wenn Ihr es erlaubt!

„Lavinia würde meinem einſamen Weibe die Zeit vertreiben! Sie hat nämlich ihre Stimme verloren, die Frau Margareth, ſie war ihrer Zeit eine große Sängerin; aber ſie beſitzt zum Glück noch eine andere Stimme, die nie vergehen kann: ihre Harfe. Das Lied von Lord Reoch's Tochter

habe ich oft von ihr ſpielen hören; einſt ſang ſie es freilich noch viel, viel ſchöner. Sie iſt aber einmal aus einem Theaterſaale in den leichten Gewändern einer Zauberin, die ſie eben geſungen und geſpielt hatte, eine halbe Stunde weit nach einem Arzt gelaufen in eiſiger Winternacht, weil man ihr geſagt, daß ein gewiſſer Jemand, der dazumal die große Sängerin nur heimlich anzubeten wagte, todtkrank geworden ſei. Der gewiſſe Jemand ſitzt munter vor Euch, — ſie aber konnte von dieſem Tage an nicht einen Ton wieder ſingen! — Wir haben auch kein Kind, — kommt morgen ſchon mit der Kleinen zu uns — ich hole Euch bei guter Zeit ab, John Beswik!“

Nach dieſen Worten hatte er mit einer auffallenden Bewegung ſich von ſeinem Sitz erhoben und die Schenkſtube verlaſſen, aber nicht ohne im Vorübergehen noch einmal mit der Hand zärtlich Lavinia's blonde Locken zu ſtreicheln.

John Beswik begleitete wirklich schon am nächsten Tage mit Lavinia den deutschen Musiker nach der Foreſtreet und Frau Margareth war es, die mit ihren ſanften Augen, ihrem noch immer lieblichen Geſicht und anmuthigen Weſen ſofort das Kinderherz gewann.

In das größte Entzücken wurde Lavinia aber durch ihr Harfenſpiel verſetzt. Sie hatte ja noch nie ſolch ein Inſtrument gehört, todtenbleich und zitternd lauſchte ſie jenen ſeltſam bezaubernden Klängen, um, als ſie verſtummt waren, ganz leiſe und tief aufathmend zu fragen: „Singen ſo die Engel?“

Nachher ſang ſie ſelbſt auf den Wunſch des Muſikers jenes kleine Lied von Lord Reoch's Tochter, und Frau Margareth begleitete es mit der Harfe. Das verwirrte die Kleine aber anfangs, ſie mußte oft aufhören und endlich ſagte ſie: „Das klingt doch viel ſchöner als eine Menſchenſtimme!“

„Meinſt Du?“ fragte Frau Margareth, leiſe ſeufzend.

„Ach, ich würde die Harfe und noch vieles

Andere hingeben, wenn ich wieder einmal ein kleines Lied singen könnte!“

„Aber doch nicht etwa auch mich?“ fragte Pepusch scherzend.

Da flog ein glückseliges Lächeln über ihr Gesicht. „Und hätte ich tausend Stimmen zu verschenken, eine immer schöner als die andere, ich gäbe sie alle hin für den häßlichen, mürrischen, faltigen, zerstreuten Alten dort“, — lachte sie, sprang auf, faßte sein Gesicht in ihre beiden Hände und sah ihm tief in die Augen. — „Sieh zu, daß Du einmal solchen Mann bekommst, Kind, — dann bist Du wohl aufgehoben in der argen Welt.“

„Ihr Frauen könnt doch kein weibliches Geschöpf sehen und wenn es noch in der Wiege läge, ohne Heirathspläne zu schmieden“, sagte er, sie sanft abwehrend. — „Aber bis auf diese Schwäche ist sie eine gute Frau, John Beswik, und ich rathe Euch, Euer Kind oft hierherzubringen, um es uns dann ein paar Tage zu lassen, es soll

gehütet werden wie unſer Augapfel, das geloben wir Euch!“

Und ſie kam auch oft und blieb dann tagelang bei ihren neuen Freunden, die kleine Lavinia, und Frau Margareth ſchloß ſich bald zärtlich an das Mädchen an, das dieſe Zuneigung mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit erwiderte, die in ihrer Natur lag. — Die reizende Kleine füllte plötzlich eine Lücke aus in dem Daſein dieſer Frau; das friſche Kind wurde der Sonnenſtrahl eines ſtillen einſamen Hauſes. Durch das Lebensgewebe jeder bedeutendern Frau zieht ſich der dunkle Faden irgend eines heimlichen Schmerzes, einer getäuſchten Hoffnung, einer ungeſtillten Sehnſucht: — Margarethe Pepuſch hatte vergebens auf das Licht froher Kinderaugen gewartet. Mit dem Blick und Lächeln eines Kindes zieht aber erſt jener ächte und unverwelkliche Frühling des Glückes ins Haus. Aus der berühmten Sängerin war ein treues,

anſpruchsloſes Weib, eine ſorgende Hausfrau geworden; aber der Haushalt war nur klein, es gab ja der einſamen Stunden ſo viele, und dieſe Einſamkeit wurde mit den Jahren immer ernſter. Wie ein drohendes Geſpenſt erſchien ihr in der Ferne jenes kalte, freudloſe Etwas, das jede Frau fürchtet: das Alter — das einzig wirkſame Mittel, ſich zu verjüngen, fehlte ja, — ein Kind, dies köſtlichſte Jugendelixir.

Frau Margareth erſchien ſich deshalb ſelbſt ſchon „verblüht“ und „nutzlos“, als ſie noch eine verführeriſche Frau genannt zu werden verdiente: das Geſicht eines Kindes war eben nicht da, um ſie täglich und ſtündlich an eine Jugend zu erinnern, die ſie längſt vergeſſen zu haben meinte.

Ihr Mann verbarg, als er ihren ſtillen Kummer ſah, ſeine eigene Sehnſucht nach einem kleinen Weſen, das „ein wenig luſtigen Lärm“ ins Haus brächte, ſehr bald vor der geliebten Gefährtin mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt, ja er ſuchte ihr ſogar auf alle Weiſe allmälig die Ueberzeugung

beizubringen, daß er Kinder durchaus nicht leiden möge. In ihrer Gegenwart war er rauh gegen die hübſcheſten kleinen Geſchöpfe oder er beachtete ſie nicht. Er trieb dies auch ſo geſchickt, daß ſie ſich wirklich deshalb betrübte und ihm ſogar ſanfte Vorwürfe darüber machte, die er mit einer bewunderungswürdigen Geduld anzuhören pflegte.

Für dieſe kleine Selbſtkaſteiung entſchädigte er ſich aber reichlich, wenn er allein durch die Straßen ſchlenderte, die Taſchen voll Naſchwerk oder Obſt. Hier blieb er bei einem krank ausſehenden Buben ſtehen, der ſich ſonnte, und füllte im Nu die kleinen gelben Hände mit ſeinen Schätzen, — dort ſtreichelte er einem friſchen Mädchen die Wange, mit irgend einer freundlichen Frage, oder lüftete das Tuch einer Bettlerin, worin ſie ihr Kind verhüllt, um ihr bei dieſer Gelegenheit eine Strafrede zu halten und doch ein Geldſtück ſchließlich in ihre Hand gleiten zu laſſen. — Wie oft hatte er eine jener aus Wachs und Roſengluth geformten reizenden Kindererſcheinungen der ariſto-

kratiſchen Welt, wenn ſie ihm in den Wegen des Kenſingtongarden, der anmuthigen Schöpfung Wilhelms des Dritten und der Königin Anna begegneten, oder in Hyde-Park vor die Füße liefen, ohne weiteres aufgehoben und erſt nach einigen derben Küſſen entlaſſen, wobei er ſich aufs Höchlichſte zu ergötzen pflegte über die Entrüſtung und den Schrecken der Hüterinnen. Gar manchen verloren gegangenen Ball half er ſuchen, gar manchen zerriſſenen Peitſchenſtrang knüpfte er wieder zuſammen für das liebe „Kindervolk“. Und wie oft erzählte er ſeinen verſchiedenen kleinen Freunden, denn jedes Kind befreundete ſich gar ſchnell mit ihm, die Geſchichte vom Galgen von Tyburn, der jetzt erſt unmittelbar nach der Hinrichtung des berüchtigten Jack Sheppard von der Einfahrt in den Hyde-Park entfernt worden war. Er ging mit ihnen an den Stein, den man jetzt dort aufgeſtellt, und die kleinen Hände in ſeiner Hand faßten dann um ſo feſter zu, je näher man an jene Stelle kam, und die Kinderaugen wurden

immer größer bei ſeinen Erzählungen, und immer neue kleine Zuhörer fanden ſich ein, die um die „Geſchichte vom heiligen Mädchen“ von Kent, das der grauſame König Heinrich der Achte allda aufhängen ließ, baten, oder von „Oliver Cromwell“ hören wollten, den man als Leichnam noch dorthin gebracht. War aber Frau Margareth mit ihm, ſo vermied er alle jene Plätze und ging auf die geſchickteſte Weiſe der Welt ſeinen zahlloſen Freunden und Freundinnen aus dem Wege. So hatte ſie denn auch nur zwei Fehler an ihrem Manne zu tadeln: ſeine Abneigung gegen Kinder und ſeinen gewaltigen Verbrauch an Zuckerwerk. „Ich begreife nur nicht, daß Deine Zähne ſo hübſch dabei bleiben“, ſagte ſie oft, „es wird Dir aber auf die Dauer ſicher ſchlecht bekommen; gewöhne Dir das Zuckereſſen doch ab, Liebſter!“ Er konnte ſich's aber nicht abgewöhnen, denn die Bewohner Londons gewöhnten es ſich ja auch nicht ab, ihre Kinder auf die Straßen, Wege und freien Plätze zu ſchicken, die der Muſiker Pepuſch

zu beſuchen pflegte. — Wie mußte ſich nun Frau Margareth verwundern, daß ihr Mann es über ſich gewonnen, die kleine Lavinia in ſein Haus einzuladen, und daß er ſogar ganz glimpflich mit ihr umging, wie ſie meinte. — Sie ſchob freilich dieſe ungewöhnliche Duldſamkeit auf das Muſiktalent des Kindes, von dem er ihr ſogleich erzählt hatte, und dankte dem Himmel im Stillen für dieſe Begabung Lavinia's. Nun durfte ſie doch die Kleine ſtundenlang um ſich haben, ohne zu fürchten, daß er deshalb zürne, ſie durfte mit ihr plaudern, ſie ſingen laſſen, ihr allerlei Aufträge geben, ſie hin und wieder ſchicken, von einem Zimmer ins andere, in die Küche und auf den Boden, nur einzig und allein um das entzückende Vergnügen zu genießen, den Tritt kleiner trippelnder Füße auf dem Gange draußen zu hören. Und dann — mit welchem Entzücken lauſchte ſie auf jenes ungeſchickte und doch ſo haſtige Oeffnen des Thürdrückers, wie es eben nur von Kinderhänden geſchehen kann. Ach! und dies ſorgloſe Hereinſchlüpfen, dies Lachen

und Plaudern! Wie oft, wenn Lavinia ihre Arme um den Hals der „guten Tante“ ſchlang und ihr roſenfriſches Geſicht mit den ſtrahlenden Augen an ihre Wangen drückte, — wenn der ſüße Kinderathem wie Veilchenduft an ihr vorüberzog, da ertappte ſich Frau Margareth auf dem Gedanken, daß Nichts in ihrem Leben, ſelbſt nicht der erſte Kuß von den Lippen jenes Mannes, den ſie allein geliebt, ſie ſo beglückt, ſo ſelig und zugleich ſo ruhig gemacht, als der Kuß des kleinen Mädchens, das da in ihren Armen hing. — Lavinia kam im Anfang erſt zwei Mal in der Woche, dann öfter und zuletzt täglich. Es war auch in dem Hauſe des „Oheim Pepuſch“ ſo viel ſchöner als daheim, das vertraute ſie dem treuen Bob auch ganz heimlich an, der ſie immer zur Frau Margareth brachte und von dort abholte. Der Vater hatte ja den ganzen Tag über nur ſelten Zeit, ſich mit ſeinem Liebling zu beſchäftigen, und die Mutter liebte es, je kränklicher ſie wurde, deſto mehr Freundinnen um ſich zu verſammeln, und in

dieſer Geſellſchaft fühlte ſich Lavinia durchaus nicht wohl. Bei der Tante Margareth war Niemand als ein ſchöner großer Hund, der gar bald den ſchwerfälligen Bob erſetzte, und dann die köſtliche Harfe, deren Saiten das Kind zuweilen, in überſtrömendem Entzücken für den herrlichen Ton, küßte. Der Oheim dagegen erlaubte es, o wie köſtlich das war, in ſeinem Arbeitszimmer Alles anzuſehn, ſogar ihm zuſchauen, wenn er Noten ſchrieb, wobei ſie nicht müde wurde, beſonders als ſie anfing, die kleinen ſeltſamen Dinger mit Namen kennen zu lernen. Es hingen auch ſo viele Bilder an den Wänden, lauter ſeltſame, ernſthafte Geſichter mit wunderlichen Perrücken, lauter deutſche oder italieniſche Muſikanten, von denen aber der Oheim die herrlichſten Geſchichten zu erzählen wußte. Wenn er ſo von dem Einen oder Andern ſprach, während ſie auf den Knieen der Tante ſaß, und der blaue Rauch aus ſeiner kurzen Pfeife wie Wolken auf ſie zuſtrömte, da hätte ſie die ganze Nacht lauſchen mögen, das war eben Alles gar zu ſchön.

Ganz wunderbar erſchien ihr dann der alte Muſiker, ganz anders wie jeder gewöhnliche Menſch, aus den Rauchwolken blitzten ſeine Augen wie Sterne hervor, und ſeine Naſe wuchs ſo rieſenhaft, daß ſie ſich zuweilen ordentlich vor ihr fürchtete. — Wenn dann die Geſchichte aus war, der Erzähler die Pfeife weglegte und der Rauch verflog, mußte ſie ordentlich lachen über ihre kindiſche Furcht. — Dann ſaß ja nur der gute heitere Oheim vor ihr, deſſen Augen ſo warm und freundlich blickten, und deſſen Naſe, trotz ihrer anſehnlichen Größe, doch noch viel, viel kleiner war, als die Naſe des Organiſten von St. Giles.

Aber noch etwas Anziehendes fand Lavinia in dem Hauſe des muſikaliſchen Ehepaars: einen Geſpielen. Jamie Dryden, der Schüler des Organiſten, kam täglich von der Oldſtreet, wo er mit ſeiner Pflegerin, Eliſabeth Thomas, wohnte, in die Kirche von St. Giles. Seit Lavinia nun da war, theilte er, nach der Stunde, ſeine freie Zeit zwiſchen dem Organiſten, ſeinem Lehrer,

und jenem kleinen Mädchen, das gar bald ſeine innigſte Freundin wurde. — Sie liebte jenen, um mehrere Jahre älteren Gefährten mit ſeinem ſchönen traurigen Geſicht, mit all der mitleidigen Zärtlichkeit eines ächten Frauenherzens, und war bald unzertrennlich von ihm. — Wenn er in der Kirche in der Abenddämmerung ſeine Studien machte und die Orgel unter ſeinen zarten Händen erklang — kauerte ſie bebend und erregt in einem Winkel des Chors. — Oft ſchien der Mond ſchon durch die bunten Fenſter und Jamie hörte noch nicht auf zu ſpielen. Die Geſtalt des Jünglings wurde dann ſeltſam verklärt, wie flüſſiges Gold leuchteten die Locken, und wie die Stirn eines Engels erſchien ihr ſeine Stirn. — Und dann war's oft, als ob jene Rieſengeſtalt von Stein dort am Eingang, die Zeit vorſtellend, wie Pepuſch ihr erklärt, ihre Senſe aufhöbe, um nach ihm, dem Spieler, zu ſchlagen, oder als ob die Steinplatten auf den Gräbern der Todten ſich ein wenig lüfteten, wie wenn die da unten lauſchen

wollten. — Mit einem Angſtſchrei hatte ſie ſich dann wohl zu ihm geflüchtet und ſeine Hände von den Taſten weggezogen und ihn aus der Kirche geführt, trotz ſeines Sträubens, und nicht eher frei aufgeathmet, als in dem hellen freundlichen Stübchen der Tante Margareth; dort erzählte ſie ihm erregt und haſtig, was ſie geſehn und ließ ſich geduldig von ihm ſchelten und auslachen.

In den blühenden Garten dieſes ſtillen Kinderlebens fiel der Reif des erſten Schmerzes: Lavinia's Mutter ſtarb. Das Kind litt anfangs unſaglich, hauptſächlich aber, weil es den Vater ſo tief gebeugt ſah. Das verhüllte Antlitz des Todesengels konnte noch keine Schrecken haben für dieſes junge Herz: die Mutter ſchlief ja nur, die Engel mußten kommen, um ſie heimlich, wenn es Niemand ſähe, aufzuwecken und in den Himmel zu tragen! Die Mutter durfte ja bei dem Jeſuskind ſein, bei der Himmelskönigin und allen Engeln, wie hätte ſie da trauern ſollen? Der Schmerz des Vaters, ſein tiefer wortloſer Kummer

aber erſchütterte das Kind faſt bis zum körperlichen Erkranken. Sie hing ſich an ihn, ſie wich nicht von ihm, außer wenn er zu ſeinen Gäſten hinab ging, was in jener Trauerzeit eben ſelten geſchah; ſie ging ſogar nicht eher zu Bett, als bis auch der Vater ſich zur Ruhe begab. Die alte Jane hatte ihr Bettchen dicht an des Vaters Lager ſchieben müſſen. Da konnte ſie denn ihr warmes Händchen vor dem Einſchlafen in ſeine Hand legen und ihn liebkoſen, ſelbſt im Traume noch murmelte ſie zärtliche Worte für den Vater. Ihr ſüßes Geſicht ſchob ſich am Morgen zwiſchen die Vorhänge ſeines Bettes mit dem glücklichſten Lächeln, halb zagend, halb zuverſichtlich auf ſeinen erſten Gruß wartend, um dann leicht wie ein Elf ſich auf den Rand ſeines Lagers zu ſchwingen. Sie pflegte dem Vater eifrig ihre Träume zu erzählen, tolle Träume, neckiſche Träume, liebliche Kinderphantaſieen, halb im Schlafe, halb in jenem Augenblick aufgetaucht, als ſich die Lippen zum Erzählen öffneten. Und wer ſie ſo im dämmrigen

Raume des verödeten Schlafzimmers zwiſchen den dunkelrothen Vorhängen hätte ſitzen ſehen können, in dem weißen loſen Nachtkleide, das nicht tief genug herabhing, um ein paar roſige Kinderfüße zu verhüllen, mit den blonden Locken, dem holdſeligen Lächeln und dem tiefen mitleidsvollen Blick, der hätte ſie wohl für einen jener Schutzengel halten können, den frommer Glaube zu Wächtern der armen hülfloſen Erdenkinder beſtellte. John Beswik, der ſchlichte Mann, ſah wirklich ſeinen Schutzengel in ihr. Es war ihm, als könne in der Nähe ſeines Kindes kein unrechter Gedanke, keine unlautere Empfindung, kein Gefühl der Bitterkeit, des Zornes, des Neides, in ſeiner Seele Raum gewinnen, und daß er trotz dieſer Ueberzeugung dies Kind dennoch von ſich gab, daß er ſich von dieſer über Alles geliebten Tochter dennoch trennte, war nicht nur die größte Heldenthat ſeines Lebens, ſondern wirklich eines jener Liebesopfer, wie die Engel ſie in das goldene Buch der edlen Thaten eintragen. So brachte er ſie denn

eines Tages zu dem deutschen Musiker mit den Worten: „Es soll kein Stäubchen an den Saum ihres Kleides fliegen, und in meinem Hause könnte ich sie davor nicht schützen; bei Euch wird Lavinia aber geborgen sein — sie mag als Euer Kind, nicht als die Schenkwirthstochter aufwachsen. Ich verlange sie nur jeden Sonntag auf eine Stunde zu sehen, und werde zu ihr kommen nach der Kirche, mein Haus soll sie nie wieder betreten. Mehr kann ich nicht thun, um das Leben ihrer Seele und ihres Leibes zu schützen!“

Im Anfang fühlte sich Lavinia, seltsamer Weise, fast unglücklich im Hause ihrer Freunde, sie sehnte sich mit der ganzen Heftigkeit ihres Wesens nach dem einsamen Vater, sie weinte, sie bat, man möge sie nur täglich eine Stunde bei ihm sein lassen, sie versuchte sogar, heftig wie sie war, ihren Pflegeeltern davon zu laufen. Das Harfenspiel der Frau Margareth ließ sie in bitteres Weinen ausbrechen und die schönsten Geschichten des „Oheim Pepusch“ unterbrach sie lange Zeit noch mit

der Frage: „Was mag jetzt wohl der Vater thun?“

An den Sonntagen, wo John Beswik kam, ſein Kind zu ſehen, fieberte ſie faſt immer vor Ungeduld, Freude und Erwartung, und wechſelte die Farbe auf eine faſt beängſtigende Weiſe. Ohne Thränen begrüßte ſie ihn in den erſten Monaten der Trennung nie, und ihre Zärtlichkeiten gegen ihren Stiefvater waren ſo rührend und leidenſchaftlich zugleich, daß Frau Margareth den Mann, dem ſie galten, heimlich beneidete: ſo hatte Lavinia ſich ihr doch nie in die Arme geworfen. Allmählig wurde die Kleine jedoch ruhiger. Jene geſegnete Sorgloſigkeit der Jugend behauptete ihr Recht. Sie fing an, ſich mit ihren Gedanken nicht mehr in die Vergangenheit zu verſenken, ſie lebte der Gegenwart, einer Gegenwart voll Liebe und Frieden, und ſie vergalt dieſe Liebe durch inniges Anſchmiegen und fröhlichſte Dankbarkeit.

Eines Abends ſagte aber doch Frau Margareth zu ihrem Manne: „Gott möge unſer Kind

(ſie nannte die Kleine gern ſo) vor der Liebe behüten, ſie wird entweder unſagbar glücklich werden durch ſie, oder unſagbar elend, denn ſie iſt eine von jenen Frauen-Naturen, für die es keinen Mittelweg giebt."

Der gelehrte Muſiker gab ihr lachend zur Antwort: „Liebes Weib, du biſt in den meiſten Dingen eine außergewöhnliche Frau, nur in dem Punkte der Herzens- und Heirathsangelegenheiten nicht, da biſt du eben genau wie alle deine Schweſtern. Was ſorgſt du dich jetzt ſchon um dergleichen Dinge bei einem kaum zehnjährigen Kinde? Iſt das nicht ein eben ſo großer Unſinn, als wenn ich mich beim Anblick eines Buben, der mir zwiſchen die Beine liefe, ernſtlich darum bekümmern wollte, ob er künftig einmal einen ordentlichen Fugenſatz zu Wege bringen, oder eine Oper componiren würde?"

Und die Zeit ging mit unhörbaren Schritten ihren unaufhaltſamen Weg weiter und Lavinia wuchs heran. Sie wurde von ihren beiden Pflege-

eltern nach den Begriffen der damaligen Zeit äußerst sorgfältig unterrichtet und lernte ganz ordentlich Noten und Buchstaben lesen, schreiben, rechnen und noch allerlei andere „unnütze Dinge", wie sie heimlich meinte, war aber eine gelehrige und ziemlich gehorsame Schülerin. Jene süße Kinderstimme, die den Gast der Beswik-Schenke einst so gefangen genommen, hatte sich in wunderbare Glockentöne verwandelt, die hervorzulocken und anschwellen zu lassen, Frau Margareths größte Freude war. Sie ließ ihre „Kleine" solfeggiren und trillern nach allen Regeln der Gesangskunst und nannte sie auch, wie einst Beswik es gethan, eine fröhliche Hauslerche, ein Name, mit dem nur Pepusch nicht zufrieden war. Er erklärte nämlich den Ton dieser Stimme für den echten und wahrhaftigen Nachtigallenschlag. Es war für ihn die größte Freude, dem jungen Mädchen die Melodieen alter deutscher Volkslieder zu lehren, er pflegte dann für sie ein paar englische Worte unterzulegen, die etwa den Sinn des ursprünglichen Textes wiedergaben. Die

Thränen traten ihm gar oft in die Augen, wenn seine kleine Nachtigall dann jene Weisen so melancholisch süß in die Welt hineinsang, die einst, vor langen, langen Jahren in der fernen Heimath, der sandigen Mark, sein Mütterlein gesungen. Das Kind zur Sängerin auszubilden, war sein heimlicher Plan, und Frau Margareth auch vollkommen damit einverstanden; nur meinte sie, solle ihr Vögelchen nicht eher die Flügel regen, als bis man ihm ein sicheres Geleite mit auf den Weg geben könne, — zum Schutz gegen das böse Gezücht der „Raubvögel und wilden Buben", nämlich einen braven Eheherrn.

Lavinia's möglichst frühe Verheirathung war und blieb nun einmal ihr größter Wunsch und ein tröstender Gedanke: „Weiß ich denn selbst nicht gar zu gut, wie es umhergeworfen wird, das arme Schifflein einer Sängerin", pflegte sie zu sagen, „und dankte ich nicht Gott auf meinen Knieen, als ich durch Dich, lieber Alter, in den schützenden Hafen einlief? — Ich meine das der todten Mutter

des Kindes ſchuldig zu ſein, Lavinia nicht eher in die arge Welt zu laſſen, als bis es an der Hand eines vernünftigen und nicht zu jungen Mannes geſchehen kann, der ſie liebt.“ — „Und der ſo vortrefflich iſt wie Dein Mann“, ſetzte wohl Pepuſch ſcherzend hinzu. „Und den mein Kind liebt“, ſchloß John Beswik, der dieſer Unterredung zufällig beiwohnte.

Doctor Pepuſch war im Herzen nicht im Entfernteſten mit den Lieblingsideen ſeiner Frau in Bezug auf Lavinia einverſtanden, aber er benahm ſich wie jeder kluge Mann und ließ ſie einſtweilen gewähren, und nahm ſich nur im Stillen vor, das „arme Ding“ vor einem „Flügelſtutzen“ und Einſperren in den Eheкäfig ſo lange wie nur irgend möglich zu bewahren, dieweil nur eine freie Nachtigall eine echte Nachtigall ſei und bleibe.

Lavinia's Stiefvater ſah übrigens mit gemiſchten Gefühlen der Verwirklichung der Pläne des alten Muſikers entgegen. Eine unbeſtimmte

Angſt vor der Zukunft ergriff ihn zuweilen. Es war ihm jetzt ein ſo ſüßer Troſt, ſein Kleinod noch in treuer Hut zu wiſſen; die Liebe ſeiner Tochter, ihre Heiterkeit, ihre rührende Freude, ihn zu ſehen, beſeligte ihn immer von Neuem ſo ſehr, daß er am liebſten der Zeit Stillſtand hätte gebieten mögen, damit ſich nur Nichts ändere in dieſen beglückenden Verhältniſſen. Aber die Zeit ſtand eben nicht ſtill, ſie eilte vielmehr, als ob ſie ihn verhöhnen wollte, mit erſchreckender Schnelligkeit weiter und weiter. Lavinia entfaltete ſich immer anmuthiger. Mit einem Entzücken, das ſein ganzes Geſicht verklärte, beobachtete der Wirth der Beswik-Schenke dies Entfalten, lauſchte er der Stimme ſeines Kindes, wenn ſie ihm während ſeines Beſuchs zur Harfe der Frau Margareth engliſche Balladen ſang. Er dachte ſie ſich dann doch zuweilen ſchon vor einer bewundernden Menge, die zu ihr aufſchaute, er ſah ſie in goldgeſtickten Gewändern, ſchlank wie eine Lilie, ſchön wie eine Roſe, gefeiert wie eine Königin, und

eine ſtolze Freude durchſtrömte ſein Herz. — Und wenn ſich nachher Lavinia in gewohnter Weiſe auf ſein Knie ſetzte, den Arm um ſeinen Nacken geſchlungen, und ihm ihre Erlebniſſe vom vergangenen Tage erzählte, Alles ſo friſch und fröhlich, und mit einem Ton, der ſo lieblich klang wie das Murmeln eines Baches, da kamen oft ſeltſame Träume über ihn. — — „Aber, Ihr hört ja gar nicht ordentlich zu, Papa", ſagte ſie dann wohl plötzlich, wenn ſie eine Frage hingeworfen, die er unbeantwortet gelaſſen. Er küßte ſie zärtlich, um ſie zu beſchwichtigen und — nach wenigen Minuten weiter fortzuträumen. Es war eben in der einen Beziehung jetzt noch beinahe ſo wie damals, ehe er ſein Kind aus ſeinen Händen gab: nur die Prinzeſſin von Wales erſchien ihm würdig, die Hüterin ſeines Kleinods zu werden und eine Grafenkrone däuchte ihm noch immer zu ſchlecht für die Stirn Lavinia's. — Als das Mädchen ihr funfzehntes Jahr erreicht, hielt John Beswik, der zärtlichſte aller Stiefväter, in ſeinen

Gedanken bereits keinen Mann auf Erden — den König nicht ausgeſchloſſen — für würdig, auch nur die Fingerſpitzen ſeines Lieblings zu berühren, ſo bezaubernd erſchien ſie ihm. Uebrigens ahnte außer ihm und dem Organiſten von St. Giles und ſeinem blinden Schüler Niemand das bezaubernde Geſangstalent ſeines Kindes: die Nachtigall ſchlug noch, wie eine echte Nachtigall, in tiefer ſüßer Einſamkeit, das war der ſtrenge Wille des alten Muſikers. Er ſtimmte in dieſem Punkt völlig mit der Anſicht ſeiner Frau überein, ihre junge Schülerin erſt dann vor Anderen ſingen zu laſſen, wenn ſie ihren beiden Lehrmeiſtern „lautere Ehre“ bringe und mindeſtens eben ſo viel gelernt als — die Cuzzoni ſelber.

Capitel III.

Ein vornehmes Atelier.

Motto:

„Ich wollt', ich könnt von aller Schuld
Mich ſo befrei'n als zweifelsohne
Ich rein'gen könnte mich von Manchem,
Das mir zur Laſt gelegt." —

Shakespeare's Heinrich IV.

In dem Atelier des berühmten Portraitmalers Gottfried Kneller, aus Lübeck gebürtig, aber ſchon ſeit einer Reihe von Jahren in London anſäſſig, ſtand ein lebensgroßes Frauenbild auf der Staffelei. Die Malergeräthſchaften lagen auf einem Tiſch daneben. Der rothe Sammetſeſſel des Künſtlers ſtand ein wenig zurückgeſchoben. Er ſelber lehnte ſo eben in einiger Entfernung vom Bilde am Fenſter, den Kopf etwas zur Seite geneigt, die dunklen Augen ſchauten prüfend auf das Werk ſeiner Hände. „Ich denke, ich kann es nun weg-

geben," murmelte er, „der Kopf iſt gut, die Augen haben ganz den Blick des Originals, auch der häßliche, hochmüthige Zug zwiſchen den Brauen iſt mir leidlich gelungen! Fort damit — an eine neue Arbeit — und ſo immer weiter — weiter — bis zum allendlichen ewigen Ausruhn. — Nur Geduld, es kommt, dies Ausruhn, dieſer Troſt für alle Mühſeligen und Beladenen!"

Ein raſches Klopfen an der Thür unterbrach dieſe melancholiſchen Betrachtungen, und faſt zugleich mit demſelben, ohne einen Ruf abzuwarten, trat ein junger, hochgewachſener Mann in die Malerwerkſtatt, den Künſtler lebhaft begrüßend. „Ihr kommt wie gerufen, Herzog", ſagte Kneller, dem Ankommenden entgegengehend, und den Druck der dargebotenen Hand herzlich erwidernd, „ich verlangte heimlich nach Euch. Eine ganze Woche war't Ihr nicht hier! Bitte, ſagt mir nun in Eurer gewohnten Offenheit, wie Ihr das Bild dort findet, es iſt endlich fertig, denke ich, und ich will es heut noch nach Twikenham ſchicken.

Sie hat mich wahrhaftig lange genug gequält im Bilde, dieſe Frau!“

Gottfried Kneller, oder wie er in England genannt wurde, Sir Godefroy, rückte nach dieſen Worten den Tiſch etwas zur Seite und ſtützte ſich auf die hohe Lehne des Seſſels, in den ſich der Andere jetzt nachläſſig warf. „Ah, die Montagu, Lady Worthley“, rief er, und heftete die großen blauen Augen auf das Portrait. „Was gebt Ihr Euch ſo viel Mühe mit ihr? Ich möchte dieſe Frau nicht malen! Schönheit ohne Wärme iſt keine Schönheit! Die Montagu wird mit keinem ihrer Blicke das Herz eines Mannes in Wallung bringen, und was ſollen Frauenaugen anders? — Ihr habt aber ſo viel aus ihr gemacht, als zu machen iſt, und ſie kann Euch dankbar ſein für ſolch Portrait. Seid zufrieden mit dieſem Eingeſtändniß und opfert Eure koſtbare Zeit lohnenderen Gegenſtänden. Ich möchte Euch zur Stelle einen prächtigen Stoff zuweiſen, aber meine neue Freundin — ich habe eine neue Freundin, Theuerſter — iſt

eigenſinniger, als die meiſten ihres Geſchlechts und — weniger eitel, ſie will ſich durchaus nicht malen laſſen."

„Ihr ſeid eingenommen gegen die geiſtreichſte Frau Londons, ich weiß das", antwortete Kneller, ohne die letzte Bemerkung zu beachten, „hat ſie etwa, geſteht mir's nur, den ſiegesgewohnten Herzog von Belton einmal übermüthig behandelt, als er ſich im Bewußtſein ſeiner Unfehlbarkeit, Frauen gegenüber, in einer müſſigen Stunde auch ihr nahte? Man ſagt, ein Mann vergäbe dergleichen nie. Ließ Euch vielleicht Euer Latein im Stich, der Gelehrten gegenüber, oder hat ſie Euch in Schrecken verſetzt mit ihrem Griechiſch?"

„Nein, wahrlich, Godefroy, ſie that es nicht; keine einzige Eurer Vermuthungen trifft zu. Zudem wißt Ihr auch, daß vielleicht kein Mann den Geiſt einer Frau mehr anbeten kann, als eben ich, aber freilich immer erſt, wenn ich zuvor ihr Herz anbeten lernte; bei dieſer Frau aber, die wie ein Mann ſchreibt, mit allen Aerzten Conferenzen

hält über die Impfung der Kuhblattern, ſelber mit eigenen zarten Händen Männer und Frauen impft und ihren Herrn und Ehegemahl, den armen Lord, auf alle erdenkliche Weiſe als den lächerlichſten, blödſinnigſten ihrer Sklaven darzuſtellen ſich müht, hat die Natur dieſen höchſten Reiz des Weibes vergeſſen: das Herz. Der arme Pope wird's erfahren!"

„Seid ohne Sorgen um ihn, Belton! Er wird nicht ſterben an ſeinem Leid um ſie! Die Wunden, die er empfangen, ſchmerzen zwar, aber ſind nicht tödtlich. — Sein Herz wird nicht verletzt, denn er liebt die berühmte Frau nur aus Eitelkeit!"

„So thut er nichts Anderes, als was die Meiſten von uns thun. Wir wollen ehrlich ſein, Godefroy, wir lieben ſehr ſelten um zu lieben! Es ſchmeichelt uns eben, geliebt zu werden, entweder von einer ſchönen oder geiſtvollen oder gefeierten Frau, es iſt traurig, dies Geſtändniß und ein ſchlechtes Zeugniß für uns, aber es iſt auf-

richtig und wahrhaft. — Die Frauen wissen dies auch und bleiben uns zur Strafe dafür — immer seltener treu. Und wer sich rein fühlt unter uns, der werfe den ersten Stein auf die reizenden Treulosen!“

„Ihr meint also, daß sie wohl daran thun, nicht zu warten bis wir sie verlassen? — Eine verlassene Frau sein, ist ja immer ein Unglück, ein verlassener Mann ist dagegen — ein Freigewordener, nicht so, Herzog?!“

„Ungefähr. Uebrigens liebe ich verlassene Frauen. Sie zeigen in ihrem Schmerz erst, wie sehr sie zu lieben vermögen und — ein Heiligenschein ist nicht schöner als dies Leiden um der Liebe willen.“

„Dann müßte die Herzogin, Eure Gemahlin, für Euch längst ein Gegenstand zärtlichster Aufmerksamkeit geworden sein, und ihr Heiligenschein halb London erleuchten, denn sie gehört doch durch Euch recht eigentlich zu den „verlassenen“ Frauen, scherzte der Künstler.

„Warten wir noch eine Weile“, lautete die im leichtfertigſten Tone gegebene Antwort, „bis zur Stunde hat ſich leider noch kein Schimmer gezeigt. Vielleicht —“

„Bitte, bleibt einige Augenblicke ſo ſitzen“, unterbrach hier plötzlich Kneller den Redenden, „ich will in dieſer Stellung eine kleine Zeichnung von Euch verſuchen, um nach ihr ein größeres Portrait zu malen für eine Dame, die mich ſchon längſt darum gebeten. — Euer Geſicht iſt nun einmal, ich ſagte Euch das ſchon oft, wandelbar genug, um einen Maler in Verzweiflung zu bringen. Man kann ſehr lange auf einen brauchbaren Moment bei Euch warten! Und jetzt iſt endlich einer da.“

„Dann nehmt mir aber das Bild der Türkin vor den Augen weg, ſonſt ſtehe ich für Nichts“, ſcherzte der Herzog, während der Künſtler ſeine Zeichenſtifte hervorſuchte.

„Wenn Ihr mir verſprecht, Euch nicht gar zu viel zu regen und zu rühren und eine kleine

Weile bei mir auszuharren, will ich Euch einen allerliebsten Studienkopf der Cuzzoni hinstellen; bei dieser schönen Sängerin dürftet Ihr aber leicht etwas zu viel von dem entdecken, was Ihr bei der Montagu vermißt. Was mich betrifft, so erheitert er zuweilen mein Herz, dieser Kopf der hübschen Bacchantin." — Er nahm das Portrait der Montagu herab und stellte ein leicht skizzirtes Brustbild der berühmten Sängerin, die eben damals auf dem Gipfelpunkt ihres Ruhmes stand und die hohe Aristokratie Londons zu ihren Füßen sah, auf die Staffelei. Es war ein Antlitz mit halbgeöffneten üppigen Lippen, von denen Rouladen zu perlen schienen, lachenden Augen und dem höchsten Ausdruck sinnlicher Lebensluft.

„Laßt sie stehen, Godefroy, aber ich bitte Euch, deshalb nicht zu glauben, daß ich zu ihren Bewunderern gehöre; meine neue eigensinnige Freundin, weder so jung, noch so schön, wäre ein tausend Mal bezaubernderer Studienkopf, sage ich Euch. Wie gern sähe ich sie von Euch gemalt!"

„Wir müſſen ſie überliſten!“

„Wann überliſtete je ein Mann eine Frau, die ſich — nicht überliſten laſſen will!“

Es erfolgte weder eine Antwort noch eine neue Frage.

Der Künſtler zeichnete eifrig den Profilkopf des Mannes, der da vor ihm ſaß, die Wange auf die linke Hand geſtützt, anſcheinend in Betrachtung des Bildes auf der Staffelei vertieft.

Frank, Herzog von Belton, der bekannteſte der vornehmen Roués einer wilden Zeit, war damals kaum zweiunddreißig Jahre alt, der flüchtige Beſchauer mußte ihn jedoch für zehn Jahre älter halten. — Weniger die ſcharfen Linien der Stirn und Schläfen waren es, die das Auge täuſchten, als vielmehr der ganze Ausdruck des Geſichts, der müde Zug um den Mund und die Art des Blickes. — Es war nicht mehr jener forſchende, ſpähende, faſt begierige Blick der Jugend, es war der Blick eines Mannes, den Nichts mehr überraſcht, dem Nichts mehr imponirt — und den kaum noch

etwas erfreut. — Die entstellende Lockenperrücke der damaligen Mode nahm dieser Stirn nichts von ihrer frappirenden Schönheit, denn schön war sie auch in ihrer reinen Form. Es war die Stirn eines geistvollen und bedeutenden Menschen, über deren Licht aber eine tiefe Melancholie verdunkelnde Schleier warf, die nur selten ein heller Gedanke mit jener sonnenstrahlartigen Kraft zu verscheuchen vermag, die alle und jede ihrer Spuren zu verwischen im Stande. Die Züge waren markirt, die Linie des Profils energisch, die Lippen sehr fein und vornehm. Auf den ersten Blick erschien dies Gesicht als ein ungewöhnliches, aber trotzdem gab es viele der sogenannten Freunde des Herzogs, die ihn in jener Skizze, die so eben Knellers Hand von ihm entwarf, durchaus nicht wieder erkannt und behauptet haben würden, in dieser Weise hätten sie ihren lustigen Kameraden nie gesehen.

Es giebt Gesichter, aus der Fluth der Menge auftauchend, die sofort auf uns einen räthselhaften Zauber ausüben; Gesichter, die wir nie vergessen

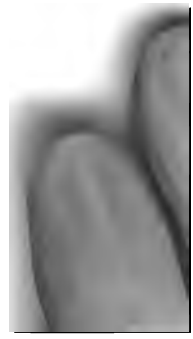
können, auf deren Ausdruck wir immer wieder von neuem neugierig sind, so oft wir sie auch sehen mögen, neugierig, weil dieser Ausdruck niemals grade der sein wird, den wir eben erwarten, den vielleicht viele andere Gesichter bei derselben Veranlassung tragen würden; Gesichter, die stets zu Gedanken und Fragen anregen. Sie werden allmählig für uns zum Maßstab der Beurtheilung jeder Schönheit, ja wir lassen endlich nur eine Schönheit als solche gelten, wenn sie uns an den einen oder andern Zug jenes Gesichts erinnert. Das sind die Gesichter, nach denen wir uns selbst in unserer Sterbestunde sehnen, um ihren Blick als Leuchte mit hinüber zu nehmen in das dunkele Jenseits.

Das Gesicht Beltons konnte für den Beschauer nie den Reiz verlieren, den ein rasch wechselnder Ausdruck, eine verschiedenartige Beleuchtung, möchte ich sagen, verleiht.

Wie eine Landschaft im Sonnenschein und an Regentagen, an einem Wintermorgen und Früh-

lingsabend verwandelt erſcheint, ſo auch dies Geſicht durch die Lichter und Schatten ſeiner Augen. Unter zwei ſchön gezeichneten dunkeln Bogen lagen dieſe großen Augen, mandelförmig geſchnitten, mit dunkeln Wimpern, deren Spitzen ſich wieder aufwärts bogen. Ihre Farbe war ein helles köſtliches Blau, aber ein Feuer flammte in ihnen, wie es nur in den Augen der Kinder des Südens emporzulodern pflegt. — Allein dieſes blendende Licht blitzte eben ſelten auf; meiſt war nur jener durchdringende eigenthümliche Blick da, der zuweilen an die Schärfe eines anatomiſchen Meſſers erinnern konnte, ein Blick, der gleichſam Alles zerlegte, deſſen blauer kühler Stahl ſich dann unbarmherzig in die Tiefe eines Frauenauges ſenkte. „Taucher“ hatte einmal eine ſchöne Freundin ſeine Augen genannt. „Arme ungeſchickte Taucher, die noch nie Perlen fanden“, hatte er bitter ſcherzend hinzugefügt. Die Frauen liebten dieſe Augen, denn die Frauen ſind bereit, das zu lieben, was ſie fürchten können, und — was ſich vor ihnen

nicht fürchtet. Und daß der Herzog von Belton keine Furcht kannte, fühlte Jede, der er entgegentrat. Zudem ſtand er in dem Rufe unberechenbarer Flatterhaftigkeit, äußerſter Tollkühnheit und großen Reichthums; eine einzelne dieſer vereinigten Eigenſchaften würde ſchon hingereicht haben, die Aufmerkſamkeit der Frauen auf ihn zu lenken. Nach dem letzten Willen ſeines verſtorbenen Vaters hatte er ſich ſehr jung ſchon mit einer vornehmen Erbin, einer entfernten Verwandten, verheirathet. Manchen gab es, der ihn um den Beſitz dieſer ſtolzeſten Schönheit der Ariſtokratie Londons beneidete. Blond und blendend weiß, blauäugig, eine ächte Tochter Albions, erregte ſie überall Bewunderung, wo ihre prachtvolle Geſtalt ſich zeigte. Aber das Gefühl, das Mary Belton erregte, blieb immer in demſelben Wärmegrade, es konnte ſich nie bis zum Entzücken, oder gar bis zu einer Leidenſchaft erhitzen. Wie dies Antlitz einmal ausſah, ſo zeigte es ſich immer; ewig daſſelbe zarte Wangenroth, das ſich nie höher färbte;



immer das gleiche ſtolze Lächeln, immer dieſe ruhige Stirn, auf der kein ſtürmiſcher Gedanke je ſeine Wellen geſchlagen. O, und dieſe Augen?! Kalt wie ein Schweizerſee im Spätherbſt, ſchauten und fragten ſie nicht, wie Frauenaugen es ſo verführeriſch zu thun verſtehen, nein, ſie wußten. Für ſie — das fühlte jeder Mann, den ſie ſtreiften — gab es keine Räthſel, keine Ideale, weder lebende, athmende, noch geſtürzte, keine Götter, nur eine nüchterne Welt, in der Sklaven wandelten, auf deren Nacken den Fuß zu ſetzen, jede vornehme und ſchöne Frau berufen ſei. Man ſagte von ihr, daß ſie den Herzog von Belton heimlich auf das Leidenſchaftlichſte geliebt; nach jener Scene am Hochzeitstage ihn aber haſſe. — Vor der Trauung nämlich, ſo erzählte die vertraute Kammerfrau der Herzogin in ihrem Kummer über die troſtloſe Ehe ihrer Gebieterin, als die Braut in vollem Schmuck dem Bräutigam entgegen trat, kühl und vornehm wie immer, habe er mit einer tiefen Bewegung plötzlich die Arme nach ihr ausgeſtreckt und geſagt:

„Liebt mich, Mary, und ich will Euch auf den Händen durch dies Leben tragen!“ — Sie aber — Gott verzeihe es ihr — bog sich stolz zurück und erwiderte: „Erlaubt mir, daß ich Euch Eure Worte in etwas veränderter Gestalt zurückgebe: Tragt mich auf den Händen, und ich will versuchen, den Mann zu lieben, der mir bis zur Stunde noch nie gezeigt, daß er nach meiner Liebe Verlangen getragen.“ — Die Erzählerin berichtete ferner, daß der Herzog hierauf todtenbleich geworden sei und die Lippen fest auf einander pressend, sich tief verbeugt und das Zimmer verlassen habe. — Später, als die Trauung vorüber, geleitete der Herzog seine Gemahlin in sein Haus, und empfahl sich dann bei ihr, um — auf ein halbes Jahr nach Italien zu gehen. — So lautete die Erzählung der Kammerfrau, die allmählig weiter verbreitet worden war, als die Lauscherin beabsichtigen konnte. Nach der Rückkehr des Herzogs gestaltete sich dann das Verhältniß Beider wie eine durchaus untadelhafte Ehe der vornehmen

Welt. Man ging mit dem äußerſten Anſtande neben einander her, beobachtete die „Dehors“ in jeder Weiſe, öffnete ſeine Prunkgemächer zahlreichen Gäſten — und lebte im Uebrigen, ohne irgend welche Rechenſchaft zu verlangen noch zu geben, wie man eben wollte. Der Herzog ſelbſt ſchien ſeit ſeiner Verheirathung Gefallen am Spiel gefunden zu haben; er überließ ſich wenigſtens vorzugsweiſe der Geſellſchaft jener Freunde, die ihre Nächte am Spieltiſch zu verbringen gewohnt waren. Sein Name wurde denn auch bald neben denen der berüchtigtſten Roués Londons genannt. Wie die ſogenannte „Geſellſchaft“ in allen Zeiten nie ſich genügen ließ, einen Fehler, ein Laſter an irgend einer Erſcheinung zu rügen, ſo bürdete ſie auch hier dem Herzog von Belton die unerhörteſten Vergehen „en masse“ auf. Man ſagte ihm nach, daß er alle ſeine Freunde übertreffe in der Zügelloſigkeit ſeines Lebens, daß er in jeder Beziehung der Tollſte unter ihnen ſei, man bezeichnete ihn nicht nur als Mitglied, nein als Anführer jener

wilden Schaar, die unter dem Namen „Feuer-anbeter“ der Schrecken des sittenstrengeren Theiles der Bewohner Londons geworden war. Die abenteuerlichsten Gerüchte über ihn waren in Umlauf, und man erfand täglich neue Schauergeschichten, um so mehr, als der junge Herzog sich nicht die geringste Mühe gab, irgend eine derselben zu widerlegen. Er war eben der Offenste, Unvorsichtigste unter Allen; aber man hielt ihn deshalb, wie solches stets geschieht, auch für den Schlechtesten. — „Fürchtet Ihr nicht, daß die Herzogin dergleichen erfahre?“ fragte einmal einer seiner Freunde, dem er lachend eine neue Lüge über sein „sündhaftes Treiben“ mitgetheilt, die ihm eben zu Ohren gekommen.

„Meine Frau hat allwissende Augen“, gab er zur Antwort, „mag sie selbst die Wahrheit von der Lüge unterscheiden; vor ihr lohnt es nicht der Mühe, sich zu verschleiern.“ — Und als man ihm bisweilen seine Leidenschaft für dunkle Augen vorwarf, sagte er scherzend: „Ich bin nun einmal eine Pflanze, die nur im Dunkeln blühen kann; Ihr

hört es ja — alle Leute halten mich für einen giftigen Nachtſchatten. Je tiefer der Schatten, je wohler iſt mir — gönnt mir die dunkeln Augen — ich überlaſſe Euch dafür alles Licht der Welt!“ — Zehn Jahre waren ſie jetzt verheirathet, der Herzog und die Herzogin von Belton, und Frank hatte geſtern ſeinen zweiunddreißigſten Geburtstag gefeiert.

„Seid Ihr fertig, Godefroy“, fragte er eben jetzt. „Ich kann unmöglich länger die Cuzzoni anſtarren. Und welch ſentimentale Schöne will mich in Eurem Bilde denn anbeten? Ihr legt den Finger auf den Mund?! Nun ſo ſchweigt, ich mag Euch nicht zu einem Wortbruch verleiten, zumal ich nicht im Entfernteſten neugierig bin. — Sind noch andere Portraits da aus unſerer langweiligen, vornehmen Welt?“

„Im Saal drüben habe ich jetzt endlich die hervorragendſten Schönheiten zuſammengeſtellt, weil der Prinz ſie ſehen wollte. Verachtet ſie nicht, die Frauenwelt unſerer hohen Ariſtokratie, es ſind bezaubernde Schönheiten darunter.

„Nur für mich nicht!“ antwortete Belton, indem er ſeinem Freunde langſam durch ein Nebenzimmer in einen kleinen Saal folgte. „Mein armer Vater würde wenig Freude an ſeinem Sohne erlebt haben, — es iſt gut, daß er ihn nicht anders als aus der höchſten Vogelperſpective ſieht — — alſo im Grunde genommen ſo gut wie gar nicht. Die Politik, die ſeines Lebens Inhalt, kümmerte mich entſetzlich wenig. Seit der Quadrupleallianz, die unſer König mit Frankreich, Holland und Spanien ſchloß, hatte der theure Todte keine frohe Stunde mehr. Ich wollte, ich hätte als fertiger Mann den Aufſtand in Schottland erlebt, oder die Zeit nach der Auflöſung des toryſtiſchen Miniſteriums Oxford. Was geſchieht jetzt, das ſich der Mühe lohnte, ſich auch nur einen Tag darum aufzuregen. — Seit der Hinrichtung des armen Lyer, des unklugſten Verſchwörers und klügſten Kopfes zugleich, der die Torys rächen zu können vermeinte und — ſich ſelbſt hingab, hat mich nichts mehr

aufgeregt. Sehen wir nun, ob Eure gepriesenen Schönheiten es vielleicht vermögen."

Die getäfelten Wände des mittelgroßen Gemachs, in das die beiden Freunde jetzt eintraten, waren fast ganz mit Portraits in kostbaren Rahmen bedeckt. Gottfried Kneller war seit einigen Jahren der erklärte Liebling des vornehmen Englands. Der König hatte ihm seine Gunst geschenkt und das Bildniß seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Wales, von ihm malen lassen. Sein Pinsel war, wie wir an seinen nachgelassenen Werken noch jetzt erkennen, voll Duft und Glanz. Die eigentliche Kraft mangelte ihm, aber ein Hauch echter Poesie schwebte über seinen Schöpfungen. Er beschäftigte sich seit längerer Zeit nur noch mit Frauenportraits. Der unnachahmliche Lüstre der Vornehmheit umgab alle seine Frauengestalten; aber dieser Lüstre hing nicht an den prächtigen Gewändern, die kein Anderer so meisterhaft zu malen verstand, auch nicht an jenen, zum Entzücken für Frauenaugen, so täuschend nachgeahmten

Spitzen und Edelsteinen. Allein in der Färbung, in der Haltung und dem Ausdruck seiner Portraits lag jene kühle Unnahbarkeit, wie sie die Gesellschaft der großen Welt so gern zur Schau trägt, als untrügliches Zeichen aristokratischer Geburt. Man hatte vor den Portraits Knellers die Empfindung, als müßten diese mehr oder minder schönen Frauen auch vornehm aussehen in der unscheinbarsten Kleidung und dem ärmlichsten Beiwerk, und das war es, was die Frauen so schnell für den Maler gewonnen. Der Thür gegenüber war das Bild der Prinzessin von Wales aufgestellt, in purpurrother Sammetrobe, den königlichen Reif um die Stirn. — „Nun, Ihr seid zwar gewaltig vorsichtig mit ihr zu Werke gegangen, lieber Meister", bemerkte der Herzog lächelnd, „aber trotz aller Mühe ist's Euch doch nicht gelungen, eine künftige Königin aus ihr zu machen. Die gute Caroline sieht aus, als ob sie sich — und Euch bedaure und als ob ihr die kostbare Robe zu eng. — Warum habt Ihr aber auch ihre

schönste Hofdame neben ihr aufgestellt, Boshafter, diese Mary Lepel, mit dem reizenden Kindergesicht und den funkelnden grünen Schlangenaugen? ich meine, dafür dürfte Euch Caroline wenig Dank wissen! Und es ist Euch doch so genau bekannt, wie sehr der Prinz sie anbetet, die schöne Falsche. Ganz London weiß es ja nur — die arme Caroline nicht! — Wie gnadenvoll drüben die hübsche Ellen Mordaunt lächelt — man könnte sie lieben, um dieses Grübchens in der linken Wange willen, d. h. sicher doch nur auf drei Tage. Sie liebt den Tanz und die Diamanten, das ist Alles, was man von ihr zu sagen weiß. — Und hier die Gräfin Winchelsea mit ihrer jungen Tochter: Blume und Knospe an einem Stengel, würde John Gay, unser eleganter Dichter, vielleicht sagen. Ich würde der Mutter den Preis zuerkennen. Schönheit ohne Geist ist eine Rose ohne Duft. Vom Antlitz der Gräfin ist die Jugend hinweggeweht; aber seht diese Augen voll ewiger Jugend! Da habt Ihr ja auch das kluge Köpfchen

der Lady Headly, Eurer anmuthigen Nebenbuhlerin in der edlen Kunst der Malerei. Liebt Ihr sie noch immer, Godefroy?“

„Noch immer, unbeständiger Herzog, obgleich sie sich nicht um mich kümmert. Die Bilder des Hogarth haben es ihr angethan, wie es scheint, sie ist wie verzaubert von den Skizzen des talentvollen Burschen. Ihr Mann, Lord William, der sich nur um seine Pferde und Hunde kümmert, hat sie auf einige Wochen nach Schottland reisen lassen zu ihren Verwandten, schrieb er mir. Sie nimmt schon seit Monden keinen Unterricht mehr bei mir. Lady Headly hat viel Talent; aber trotz ihrer schönen Augen und Gestalt würde sie mich niemals wirklich fesseln. Ihr wißt, ich habe Euch einmal gesagt, daß ich nur eine Frau beständig liebte, und daß ich sie nie vergessen kann, wenn sie mich auch längst vergaß.“

„Ach, was gäbe ich darum, könnte ich einmal beständig lieben! Die Hände ringe ich danach wund. Jede neue Liebe fange ich an — ich

ſchwöre es Euch — mit dem brennenden Wunſche, es möge die letzte ſein! Wie himmliſch muß es ſein, treu bleiben zu dürfen, gar nicht wanken zu können, feſtgehalten zu werden — feſt bis in alle Ewigkeit — von einer Seele allein!"

„Da ſeht Euch die reizende Kitty Queensbury an und ihre bezaubernde Schweſter, die Gräfin Rocheſter, die weiße und rothe Roſe; würde ſie Euch nicht für ewig zu feſſeln im Stande ſein? Die Herzogin iſt zu ſehr Engel!"

„Nein, theurer Freund, zu wenig Weib! Die Dichter beten ſie an; der arme Prior ſtarb an dieſer Liebe, ſagt man, und jetzt liegt John Gay hoffnungslos zu ihren kleinen Füßen; ſie würde nicht lieben, wie ein Belton geliebt zu ſein verlangt. Die Andere dagegen, die ſchöne Rocheſter, iſt mir zu heroiſch, der Kopf gemahnt an einen jungen Apoll. Die Gräfin Clarendon, die Mutter, dort in dem ſchwarzen Sammetkleid und dunklen Schleier, würde mir, trotz ihrer 50 Jahre, noch gefährlicher ſein, als die Töchter. — Welch ein

prachtvoller Kopf, welche vergeiſtigte Züge, welche Spuren des Leidens durch die Liebe in dieſem Antlitz! In den Augen durch Thränen verlöſchtes Feuer, und um den Mund Erbarmen! Warum bin ich nicht jung geweſen als ſie jung war? Mit Kitty und Jenny ſpielte ich, als ich ein Knabe war, ohne mir auch nur ein Federchen meiner damals noch ſehr muthigen und weißen Schwingen zu verbrennen. — Ah, dort die ſtolzen Schweſtern Bathurſts, und hier auch die Herzogin, meine Frau! Warum habt Ihr ihrem Geſichte jenen Zug von Trauer gegeben, ſie iſt nie traurig, Mary Belton, ſage ich Euch! Hätte ich ſie ein einzig Mal ſo geſehen, wie Ihr ſie da gemalt, es ſtünde beſſer um uns Beide, denke ich! — Drüben die ſchwärmeriſche Granville mit den großen dunklen Augen, die der alte Walpole ohne Erhörung liebt! Ihr wißt doch, daß ſie den armen ehrgeizigen Carrey bewundert, der zu Füßen der Lepel verzweifelnd liegt. Ich fürchte, die ſchöne Mary ſpielt mit ihm ſo grauſam wie das Kätzchen mit der Maus,

wie die Schlange mit dem Vogel. Warum hat er ſich nicht zur Granville geflüchtet. Die ſanfte Alice hätte ihn ſicher nicht gemartert! Sie ſind ſchön, ihre Augen, aber nur Hingebung blickt aus ihnen, und das Weib das wir lieben, muß uns auch zu widerſtehen vermögen, wenn wir es recht lieben ſollen — meint Ihr nicht auch, Meiſter? Wir ſind entzückt von den Frauen, wenn ſie ſchwach ſind; allein in unzerreißbare Feſſeln ſchlägt uns doch erſt ihre Stärke. Aber wir leben in einer ungefährlichen Zeit, die Tracht unſerer Frauen, dieſe abſcheulichen Perrücken, die entſtellenden Taillen tödten jede Schwärmerei. Wenn die Montagu nicht die türkiſche Tracht einführt, fürchte ich, daß wir unſere Frauen nur noch im Nachtanzuge lieben können. Doch genug, ganz leiſe ins Ohr darf ich Euch wohl ſagen, daß ich die meiſten, ja alle Eure ſtolzen Schönheiten hingebe für eine kleine Mappe voll Skizzenblätter des Hogarth. — Seht ſie Euch nur einmal an, dieſe Köpfchen, die er aufzeichnete, dieſe Anna Olfield, und

reizende Darſtellerin der Farquhard'ſchen Heldinnen, Lucretia Bradſchaw, die anmuthige Fee, die den gelehrten und ernſthaften Martin Fawkes ſo gründlich berückte, daß er ſie heirathete, oder Anaſtaſia Robinſon, die bezaubernde Freundin Mordaunts, oder die kleinen Schauſpielerinnen von Sadlers Wells. Die Zeit wird Euch nicht lang werden dabei. — Wir wollen einmal zuſammen hingehen, in acht Tagen vielleicht." Der Maler nickte. Dann aber fragte er lebhaft:

„Nun, wie iſts, ſoll ich verſuchen, Eure neue Freundin zu belauſchen, um ſie für Euch zu malen? Wo wohnt ſie?" — Ein Schatten flog über das Geſicht des Herzogs. „Nein, laßt das, ſie iſt augenblicklich traurig und krank. Ich erzähle Euch Ihre Geſchichte vielleicht ſpäter einmal — oder bringe Euch ihre Erlaubniß, ſie malen zu dürfen. Sie verläßt das Haus nie und nur im Garten ſchöpft ſie Luft."

„Dieſe klöſterliche Zurückgezogenheit wird aber doch über kurz oder lang ein Ende nehmen, und

je schöner Eure Freundin, desto früher. — Ihr benachrichtigt mich dann wohl."

„Wartet nicht darauf, Meister, es dürfte Euch zu lange währen. Zu Eurer Beruhigung sage ich Euch aber, daß trotz alledem nicht ein Funke von Liebe zwischen uns ist — wir sind einander in tiefer treuer Freundschaft ergeben. Ihr glaubt mir das vielleicht, trotz Eures Lächelns, kein Anderer würde es thun — ich weiß das. Laßt uns jetzt zurückgehen in Euer Atelier und erzählt mir — Ihr wißt, daß Ihr diese Geschichte mir noch schuldig — wie es kam, daß es Euch, dem Fremden, gelungen, alle unsere englischen Maler zu verdrängen und die vornehme Welt wie im Sturm zu erobern. Eine Fee muß Euch dabei geholfen haben, oder gar die Königin Mab selber."

„Eine Fee sicherlich", lautete die Antwort, „und ich bin eben in der Stimmung, von ihr zu reden! Nehmt Euren Platz dort im Sessel wieder ein, ich will mich in die Fensternische setzen.

Sie iſt aber kurz, die Geſchichte, und nicht ſonderlich luſtig, Herzog.“

„Fürchtet Euch nicht, auch ich bin eben jetzt nicht gerade aufgelegt zu lachen und zu ſingen, ſo wunderbar Euch dies ſcheinen mag — alſo je trauriger je beſſer!“ ſagte Belton.

Und der deutſche Maler erzählte:

„Ich hatte drüben in Deutſchland, in der Handelsſtadt Lübeck, meiner Vaterſtadt, nur Männer und alte Frauen gemalt, Herzog, und mir einige holländiſche Bilder des vielgerühmten Denner zum Muſter genommen, die einer unſerer Rathsherrn beſaß. Es waren alſo immer ſtrenge ernſte Köpfe, die ich auf meine Leinwand zu bringen verſuchte, Geſtalten in ſchwarzen Talaren mit goldenen Ketten, oder dunkeln faltigen Gewändern, weißen Hauben und glatt weggeſtrichenem grauen Haar. — Je mehr Falten und Runzeln ein Geſicht, je lieber war es mir, und entdeckte ich gar irgendwo eine Warze oder einige kleine Haarſtümpfchen, ſo fühlte ich mich glücklich. Schwebte es mir doch als

Höchſtes vor, ſo zierlich ein Geſicht auspinſeln zu lernen bis in die Poren der Haut hinein, wie der Meiſter Denner. Die harte Wahrheit, die nackte Wirklichkeit war mein Ideal. Beklagt mich, Herzog, ich war neunzehn Jahre alt geworden und hatte noch keine Augen für die Schönheit. Mit ängſtlicher Genauigkeit ſtudirte ich die welke Haut, meine Farbentöne waren die trübſeligſte Miſchung von Grau, Gelb und Roth; aber dieſe ſtrengen Copien der Natur gelangen mir, und die Leute waren entzückt und nannten mich einen großen Maler, wenn ſie in dem Geſichte ihres Herrn Bürgermeiſters jeden Leberfleck wieder fanden, den ſie kannten, und die großen Poren in der Naſe des oberſten Senators zählen konnten, und wenn ich ihren Frauen auch nicht die kleinſte Runzel geſchenkt hatte. — Der Ruf meiner Bilder verbreitete ſich immer mehr und Fremde kamen ſogar von allen Orten nah und fern herbei, um ſich meine Arbeiten anzuſtaunen und für ſchweres Geld ſich von mir conterfeien zu laſſen. Auch die Art, wie ich die Gold-

ketten zu malen pflegte, erregte große Bewunderung, man meinte, sie sehen nicht nur aus wie wirkliches pures Gold, man könne sogar erkennen, wie viel sie werth seien und wie schwer sie wögen. Die Kinder griffen wohl auch danach, um mit ihnen zu spielen. Die Frauen verziehen mir um einen täuschend nachgeahmten Brillantring oder Nadel wohl manches Fältchen und sogar ein Barthaar. Ich wurde aber deshalb nicht übermüthig oder hielt mich für einen großen Maler. Es lebte eine seltsame Sehnsucht, ein unruhiges Verlangen in mir, das mich Tag und Nacht nicht verließ. Immer meinte ich, es müsse irgend etwas Besonderes geschehen, das mich in eine andere Bahn triebe; denn daß das nicht die rechte, fühlte ich wohl! Da geschah es eines Tages, daß ein Fremder, ein Engländer, in meine Malerwerkstatt trat und lange stumm vor den Bildern saß, die eben dort aufgestellt waren. Als er wegging, ganz anders wie die Anderen, nämlich ohne ein Wort des Lobes, blieb er in der Thür noch einmal stehen und sagte

in gebrochenem Deutſch: „Würdet Ihr wohl geneigt ſein, mir eine große Gefälligkeit zu erweiſen?“ Und als ich ſeine Frage bejahte, fuhr er weiter fort: „Ich habe mir aus Venedig einen Tizian mitgebracht. Durch einen Stoß hat das Bild eine kleine Beſchädigung erlitten, wollt Ihr mir den Schaden ausbeſſern mit Eurem feinen Pinſel?“ Herzog, ich hatte noch nie einen wirklichen Tizian geſehen, aber es ſchmeichelte meiner Eitelkeit, daß der Fremde mich für würdig hielt, einen Tizian wieder herzuſtellen. Ich ſagte alſo zu und fand mich zur beſtimmten Stunde am nächſten Morgen in dem Hauſe ein, das er mir als ſeine Wohnung während der Dauer ſeines Aufenthalts in Lübeck bezeichnet hatte. — Man führte mich in ein helles Zimmer nach Norden belegen. Eine Staffelei mit einem Tuche verhängt ſtand in der Mitte — meine Malergeräthſchaften, die ich vorausgeſandt, lagen ſchon bereit. Ich wartete eine Weile auf den Mann, der mich hierher beſtellt, da er aber nicht erſchien, hob ich endlich das Tuch.

— Es ſind ſchon viele, viele Jahre ſeit jenem Augenblick vergangen, Herzog, aber wenn ich mich ſeiner erinnere, ſo fühle ich mich noch von demſelben ſeltſamen Schauer durchſtrömt, ſo bebe und zittere ich noch wie damals, als ſich das Schönſte, was meine Augen je geſehen, meiner Seele enthüllte. Ein Tizian ſtand vor mir auf der Staffelei: das Bruſtbild einer Frau im grünen goldburchwirkten Kleide und blondem Haar. Ich taumelte zurück, ſo mächtig war der Eindruck dieſer Gluth und Farbenpracht. — Der Athem ſtockte mir, wie geblendet legte ich meine Hand auf die Augen, zitternd wagte ich erſt nach einer langen Weile wieder hinzuſehen, um in wenigen Minuten zu erkennen, daß ich bis zur Stunde nur ein armer Suchender geweſen, der, im Dunkeln umhertappend, erſt jetzt die Thür gefunden, die zu dem Tempel der Erkenntniß leitete. Da war die Schönheit, das köſtliche blühende Fleiſch, da waren goldene Lichter, da waren Augen, die wahrhaft leuchteten, da war ſüßes Blau und glühendes

Roth! — „Weh, weh! meine verlornen Jahre!“ — rief ich plötzlich laut aus. „Seit sieben Jahren habe ich ja Runzeln gemalt!! Meine blöden Augen taugen nicht mehr für das Licht — sie verdienen nicht mehr die wirkliche wahrhaftige Herrlichkeit zu schauen!“ — „Sie werden sich an das Licht gewöhnen, diese Augen, und die alleinige wirkliche Schönheit erkennen lernen“, — sagte hier eine sanfte Stimme, und die Hand des Fremden legte sich auf meine Schulter. „Ich hoffte auf diese Wirkung“, fuhr er fort, „man hatte mir gesagt, daß Ihr noch keinen Tizian gesehen, daß Ihr Euch nur nach einem Meister gebildet; ich sah Eure Bilder und betrauerte Euren blumenlosen Weg. — Ihr seht, hier an der Perlenkette dieses Portraits ist eine kleine Perle an der linken Seite des Halses beschädigt; ich wollte Euch fragen, ob Ihr sie herzustellen den Muth habt, um Euch so den Anblick eines Tizians zu verschaffen. — Jetzt weiß ich Eure Antwort. Wären Eure Augen wirklich blöde geworden, so würdet Ihr

„Ja“ geſagt und Eure trockene Farbe in dies flüſſige Licht zu bringen verſucht haben — nun aber, da Ihr lieber alle Eure Bilder zerſtören, als Euren Pinſel auf dieſe Leinwand bringen würdet, ſeid Ihr ein Sehender geworden. Aber jetzt müßt Ihr auch zur Stelle fort von hier! Sie würden es ja nicht dulden, daß Ihr anfingt, in Tizianſcher Manier zu malen, und — alte Köpfe werdet Ihr Euch für's Erſte nicht mehr zu Vorwürfen auswählen. Begleitet mich nach England, kommt mit mir nach London, mein Haus ſoll Euch offen ſtehen. Ihr könnt dort nach der friſchen fröhlichen Natur und nach trefflichen Muſtern der italieniſchen Meiſter ſtudiren. Meine Sammlung iſt klein, aber ich beſitze zwei Raphaels, und Ihr findet außer dieſem Tizian, den Ihr hier ſeht, Tintoretto's und Giorgione, ſo wie einen Fieſole und Michel Angelo dort. — Dazu iſt die Gefährtin meiner Nichte ein lebendiger Tizianſcher Studienkopf; ihre überraſchende Aehnlichkeit mit dieſem Bilde verführte mich zu dem Ankauf. —

Kommt und ſeht ſelber! Meine Nichte hat auch ein artiges Talent zur Malerei. Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr dem jungen Mädchen weiter helfen wolltet. Und ich ſah wirklich ſelber, Herzog, ich begleitete meinen Gönner nach England und — malte ſeit dem Aufenthalt in ſeinem Hauſe nur noch ſchöne Frauen. Das iſt meine Geſchichte, Herzog."

„Aber ſie iſt lückenhaft, lieber Meiſter. Wie lebtet Ihr dort? Wo bleibt die eigentliche Fee des Märchens."

„Nun, ſie war eben das wahrhaftige lebendig gewordene Tizianſche Portrait und ich — damals ein Zwanzigjähriger. Aber auch ein Sechszigjähriger hätte dieſen Augen und Lippen, dieſer köſtlichen Friſche und Gluth zugleich, ebenſowenig widerſtanden. Es war ihr eben nicht zu widerſtehen, ſie mußte Jeden, der in ihre Nähe gerieth, in ihren Lichtkreis trat, bezaubern durch ihren Reiz und ihre ſüße mädchenhafte Anmuth. Wenn ſie mir ſaß, denn ich durfte ſie malen, und unbe-

fangen dabei mit dem großen Hunde ſpielte, der ihr auch anhing, wie eben Alles ihr anhängen mußte, oder wenn ſie ihren Kopf zurückſinken ließ und, die Augen halbgeſchloſſen, ſchüchtern und ſchelmiſch wie ein Kind geſtand, daß ſie müde ſei, und dazu das Licht auf dieſer Stirn, die roſigen Töne auf dieſen Schultern und dies Tizianſche Gold in dieſem Haar — nun, es kam, wie es nicht anders kommen konnte: ich liebte ſie.

„Ob ich den Tizian in ihr, oder ſie in dem Tizianſchen Portrait anbetete, das weiß ich nicht — aber das Mädchen wurde meine Lehrerin. An ihrem Kopfe, an ihren Farben ſtudirte ich. Ihr Profilbild war mein erſtes Portrait und erregte ſofort Aufſehen. Nachher malte ich die bleiche kränkelnde Nichte meines Gönners, mit dem Zug des frühen Todes auf der Stirn. Das Bild gelang mir, denn ſie, die reizende Eſther (geſtattet mir, daß ich ihren vollen Namen verſchweige), verließ die Freundin keinen Augenblick und ſaß plaudernd und lachend neben ihr. Der

Herzog von Bedford ſah dieſe beiden Portraits und entführte ſie, um ſie dem Kreiſe ſeiner Freunde zu zeigen. Man brachte ſie ſogar dem Prinzen und der hohe Herr gerieth über dieſe Mädchenköpfe, die er die rothe und weiße Roſe nannte, in ein ſo gewaltiges Entzücken, daß er mich rufen ließ und das Portrait ſeiner Gemahlin bei mir beſtellte. Mit dieſem Auftrag war mein äußeres Glück gemacht. Damit iſt eigentlich meine Geſchichte zu Ende. Ich hätte ein tüchtiger Maler werden können, ein wirklicher ächter Schüler Tizians, wenn meine Fee bei mir geblieben. Sie würde meinen Pinſel in Gold und Roſenfarbe getaucht haben — es hing ſchon Gold an ſeinen Spitzen — aber ſie eben verließ mich, und ſo bin ich nur geworden, was Ihr eben geſehen: ein Wanderer, der auf dem Wege zum Ziele an der großen Heerſtraße ſitzen blieb."

„Aber liebte ſie Euch nicht?"

„Feen können nur Zauberer lieben, keinen gewöhnlichen Sterblichen. Und ſolch ein Zauberer

kam denn auch, ein böser finsterer Zauberer — und sie erlag seiner Gewalt, sie folgte ihm — sie hing ihm an — sie achtete nicht Schande und Noth — sie blieb bei ihm — wurde endlich sein Weib und jetzt ist sie — die Elendeste der Elenden! — Und nun Ihr dies erfahren, sollt Ihr auch Alles wissen: ich muß jetzt auf einige Zeit London verlassen — ich will sie suchen — denn sie ist verschwunden, sie verließ endlich ihren Peiniger, der Zauber ist gebrochen, aber ich fürchte, ihr Herz auch!"

Der Herzog blickte aufmerksam in das bleiche Gesicht des Künstlers. Ein Strahl tiefen Mitgefühls brach aus seinen Augen. Er streckte die Hand nach der Hand des Freundes aus. „Wie kalt ist Eure Hand — Ihr leidet! — Kann ich Euch in irgend einer Weise helfen? Soll ich Euch begleiten?" — „Ich danke Euch, Herzog, aber ich muß meinen Weg allein gehen. Ihr werdet spotten, daß es nur die Sorge um — ein Weib ist, die mich so plötzlich forttreibt, um ein Weib, das ich

einſt liebte, als es noch jung und ſorglos war, und das ich noch liebe, obgleich es einem Andern folgte, um eines Andern willen zu Grunde ging. Niemand weiß, wohin ſie ſich gewendet, und ſo muß ich ſie ſuchen, ich, deſſen erſte Liebe ſie war. Vielleicht kann ich ihr helfen, vielleicht nimmt ſie Hülfe und Troſt an von mir, deſſen Leidenſchaft ſie ahnte — ſie wird ja allein ſein und elender denn je, ich fühle es. Jetzt lächelt über mich, Herzog. — Das iſt meine arme Geſchichte!“

„Glücklicher Godefroy“, ſagte Belton mit faſt leidenſchaftlicher Heftigkeit, „wäre ich doch an Eurer Stelle. — Wüßte ich, wie Ihr, ein Weſen, das zu ſuchen mich verlangte, wenn ich es verloren, dem nachzujagen ich der Mühe werth halten könnte, wenn es mich verlaſſen — wahrlich ich wollte ohne Klage die ganze Erde durchziehen, es wiederzufinden. — Noch einmal: Glücklicher Godefroy! — Gott geleite Euch! — Auf Wiederſehen!“

Capitel IV.

Aus einem Briefe der Herzogin von Queensbury an ihre Schwester.

Motto:
„So ging es — und geht es noch heute."
Goethe.

„Da sollt Ihr nun wiederum ein Stückchen aus meinem Leben haben, ein buntes Bildchen, wenn Ihr's so nennen wollt, ein Theilchen jener Welt, in der Ihr einst geglänzt, süße Jenny, und Ihr werdet einsehen, daß es Nichts giebt, nach dem Ihr Euch zurückzusehnen Ursache finden könntet, daß eben Nichts da ist, das Euch jenes neidenswerthe Plätzchen an der Wiege Eures Knaben und die glückstrahlenden Augen Eures zärtlichen Gatten vergessen machen könnte, theures Herz. Ich weiß es zu genau, daß Ihr dies empfinden werdet, wenn Ihr meinen Brief gelesen, wenn ich Eure Fragen beantwortet

und Euch von Allem erzählt, was Ihr zu wissen wünscht, von meinen Tagen, wie sie hingehen, so einförmig in all ihrer Abwechselung. Zunächst aber laßt mich von all denen reden, die Ihr einst liebtet und die Euch liebten. — Die letzteren bilden wohl die größere Zahl; denn wer konnte Euch, Schönste, sehen, ohne Euch zu lieben! Habe ich selbst, die eigene Schwester, Euch nicht angebetet wie der feurigste Liebhaber? Noch sehe ich Euch in Euren langen goldenen Locken und grünem Kleide, im Reiterhut mit der langen weißen Feder, daher jagend auf Eurem schwarzen Lieblingsroß. An den Stufen der Terrasse hieltet Ihr erst still, wo ich Euch dann entgegen lief. Wie leicht schwangt Ihr Euch aus dem Sattel, wie glühten Eure Wangen, wie fröhlich lachend sprangt Ihr die Steinstufen hinan: „Kitty, armes Ding, ich sage Euch, werft die Bücher weg, draußen ist's so schön, ich wollte, ich brauchte nie nach Haus zu kommen" — solche aufrührerische Worte sagtet Ihr. — Der Graf Dorset, der Euch damals

zu Füßen lag, konnte Euch kaum folgen auf Euren wilden Ritten und trabte immer hinter Euch her wie ein Verzweifelter. Und wißt Ihr noch, wie ich Euch beneidete und voll Sehnsucht nachblickte, wenn Ihr, geschmückt wie eine Königin, an der Seite unserer schönen Mutter zu den Festen fuhrt, die unsere Freunde gaben, und ich daheim bleiben und lernen mußte. Und es tröstete mich wunderbar, wenn Ihr dann Eure Hand — sie war sehr klein und sehr weiß, Jenny — auf meine Locken legtet und mich küssend leise flüstertet: „Sei ruhig, Kitty, Deine Zeit wird auch kommen, und man wird Dich feiern wie man mich jetzt feiert, und Du wirst die Königin sein unter allen schönen Frauen.“ Aber ich dachte doch zuweilen in meiner Ungeduld, ich würde das nie erleben; ich war sehr ungeduldig damals, Jenny. Und wenn Ihr heimkamt, weckte mich das Rollen Eures Wagens allezeit aus dem tiefsten Schlummer und ich setzte mich aufrecht in meinem Bette und wartete, bis Ihr kamt; denn Ihr vergaßt nie, Eurer

Schweſter noch einen Kuß zu bringen. Wenn dann die Thür ſich öffnete und die alte Miß Blunt im Schlafe aufſeufzte — Ihr wißt, daß ſie nie vor 9 Uhr am Morgen erwachte — dann war es, als ob ein Lichtſtrahl ins Zimmer gleite. In Eurem Feſtgewande ſetztet Ihr Euch auf den Rand meines Bettes und das Diadem von der Stirn nehmend, erzähltet Ihr mir leiſe von Allem, was Ihr erlebt. Ich fragte nie, ich hörte Euch nur zu und ſpielte dann und wann mit den welken Blumen an Eurer Bruſt. — Der Athem ſtockte mir oft, o! wie lockend, wie reich und herrlich erſchien ſie mir, jene Welt, von der Ihr redetet. Wie heiß wünſchte ich Euch begleiten zu dürfen, ich fühlte die Kraft in mir, auch jene jungen und ſchönen Männer in Aufregung zu verſetzen, deren Namen Ihr nanntet, ſie zu zwingen, mich anzubeten; ich begriff allmälig, daß ich faſt ſo ſchön ſei wie Ihr, ſüße Jenny. — Habt Ihr es noch im Sinn, jenes ſcherzhafte Gedicht [des armen Prior von

dem weiblichen Phaëton? Ich habe das Blättchen, worauf es einſt geſchrieben, längſt verloren, aber die Verſe weiß ich noch Wort für Wort, ſie waren meine erſte Huldigung und dergleichen vergißt keine Frau!

„Shall I thumb holy books confin'd
With Abigails forsaken?
Kitty's for other things designed
Or I am much mistaken.

Must Lady Jenny frist about
And visit with he cousins
As balls must she make all this vout
And bring home hearts by dozens.

What has she better, pray, than I?
That all mankind for her must die,
Whilst Jam searce a toast?

Dearst Mama! for once let me
Unchain'd my fortune fry:
Ill have my Earl as well as she,
O know the reason why.

Fondness prevail'd — Mama gave way
Kitty, as hearts desire
Obtain'd the charriot for a day
And — set the world on fire.“

— — Ja, die Zeit kam wirklich, die Ihr mir verheißen, ich durfte auch jene Welt, in der

Ihr geherrſcht, „in Feuer“ ſetzen, ich durfte wie Ihr die Herzen „zu Dutzenden“ erobern — und nun iſt Alles längſt vorüber — nun bin ich eine Herzogin — aber Niemand iſt im Feuer umgekommen, weder ich, noch ein Anderer, und ſtatt der „Dutzend Herzen“ hätte ich lieber ein Einziges mir gewünſcht! — Heut' iſt's ein Jahr, daß der arme Prior ſtarb. Ihr wißt, der König mochte ihn nicht leiden und die vornehme Geſellſchaft vernachläſſigte ihn ſeit dem Tode der Königin Anna. Da iſt er denn einſam und vergeſſen hingegangen, und geſtern hat mir, werdet Ihr's glauben, das Weib eines Schuhflickers ein Bündelchen beſchriebener Papiere gebracht, mit der Bitte, ſie ihr abzukaufen, ſie ſei „Chloë“, die einſtige Geliebte des Geſtorbenen.

„Denkt, ſüße Jenny, es war wirklich und wahrhaftig die berühmte Chloë, jene nußbraune Maid, die er ſo herrlich beſungen, die er ſo hinreißend geſchildert.

„Wißt Ihr noch, wie ſchön wir ſie uns dachten,

wie holdſelig das Bild, war, das er von ihr entwarf, wie er von ihr redete, als von der Lieblichſten der Mädchen und der Treueſten aller Frauen.

„Scheltet mich nicht, ich mußte ſie ſehen, als ſie ſich bei mir melden ließ. Und wie ſie vor mir ſtand, da beſchlich mich Furcht und Trauer. Dies verwilderte, ſchmutzige Weib, mit den ſchwachen Spuren einer einſtigen üppigen Schönheit, hatte ſein Herz beſeſſen! Sie nannte ſeinen Namen, ſie recitirte Verſe von ihm. „Biſt Du einmal in Noth, mein Kind, ſo trage dieſe Blätter zur Herzogin von Queensbury, ſie wird ſie einlöſen zum Andenken an Mathew Prior“, hatte er ſterbend ihr geſagt. „Und ich bin in Noth; denn unſer Hauswirth warf uns in der letzten Nacht auf die Straße, weil mein jetziger Mann im Trunk ihm ſeine Katze getödtet“, ſetzte ſie hinzu.

„Als Mathew noch lebte, habe ich nie gehungert“, fuhr ſie dann fort, „er kam allezeit mit vollen Händen zu mir. Aber ich ſah ihn doch

nur ſelten, denn ſeine vornehmen Freunde hielten ihn von ſeinem Mädchen zurück. Wenn er ſich aber losgerungen von ihnen, dann gehörte er mir ganz!“ — O Jenny, hier funkelten ihre Augen wie die einer wilden Katze; „dann trieben wir uns Nacht und Tag in den Weinſchenken umher“, flüſterte ſie, „bis er zuſammenbrach! Armer Mathew, die vornehme Geſellſchaft hatte ihn ſchwach gemacht wie ein Kind, er konnte nicht ertragen, was ich ertrug. Wie oft lag er ſtundenlang am Boden ohne Sinne, den Kopf auf meinem Schooß, und wenn er zu ſich kam, ſagte er immer: „Das war das letzte Mal, Chloë, daß Du und der Satan eine Macht gewonnen über mich! Fortan werden mich die Engel vor Euch Beiden bewahren! Leb wohl auf ewig!“ — Aber ſie bewahrten ihn nicht“, lachte ſie höhniſch auf, denn nach wenigen Wochen trat er doch wieder bei mir ein — und wir lebten toller, denn je zuvor!“

„Still, ſtill, erzählt mir nicht weiter von ihm“, befahl ich nun, „ich verlange nichts weiter

zu hören, ſagt mir nur noch, was Ihr verlangt für dieſe Blätter, ich behalte ſie.“

„Nun, für eine halbe Krone ſollen ſie Euer Eigenthum werden“, antwortete Chloë, und als ich ihr eine weit größere Summe hinwarf, ſtürzte ſie mit der Gier eines Raubthiers darüber her und verließ mich nach kurzem Danke.

„Ich mußte aber weinen, als ſie gegangen; als ich auf die Blätter blickte, die ausſahen, als ob er ſie eben erſt beſchrieben, als ich las: „An Chloë“, oder „An meine ſüße, nußbraune Maid“, oder „Als ich ihr meine Liebe geſtand“, „Der Roſenbuſch und Chloë's Mund“, „An mein treues Lieb“, „An Chloë's Herz“ u. ſ. w.

„Und das war ſeine Chloë! — Wie ſeltſam ſind doch die Wege, die ein Mann wandelt, Jenny; unſere Augen vermögen das Dunkel nicht zu durchdringen, das ſeinen Pfad umhüllt, und wohl dieſen Augen, daß ſie's nicht können. Ich denke, wir müßten irre werden ſogar an denen,

die wir am meiſten lieben, die uns die Höchſten ſind, meinſt Du nicht auch?

„Was konnte Mathew Prior, das verzogene Kind unſerer Geſellſchaft, die empfindſame Dichterſeele an dies Weib feſſeln? Wie konnte er eine Umgebung ertragen, die all ſeinen Gewohnheiten Hohn ſprach? Kennt denn ein Mann das Gefühl des Ekels nicht, des Widerwillens gegen das Unſchöne, Rohe und Gemeine?

„Chloë iſt vielleicht ſchön geweſen, aber es war doch immer nur eine Schönheit mit verwilderten Haaren und harten Händen. Konnte ihn ſolche Schönheit um ſeine Beſinnung bringen, ihn, dem die vornehmſten Frauen gütig begegneten?! Was war es, das ihn aus der Nähe der bezaubernden Mary Monk, die aus Liebe zu ihm ſtarb, forttrieb in die Arme dieſes Weibes?

„Ich werde nicht fertig mit meinen Gedanken darüber, Jenny, ich habe mir eben die Liebe ganz anders geträumt, und die Liebe eines Dichters, dachte ich, müſſe ſchöner und reiner ſein,

denn jede andere Liebe. Ihr habt mich kalt geſcholten, ſüße Jenny — es iſt wahr, ich glaube nicht an jene Liebe, die ganz und ungetheilt geben und empfangen will, ich lebe zufrieden in meiner Ehe, aber ich habe meine Seele und mein Herz für mich behalten — und noch Keinen gefunden, dem ich ſie anzuvertrauen irgend welche Luſt verſpürt. Der Herzog iſt mein beſter Freund, er lebt, wie es ihm gefällt, ich lebe, wie ich leben will; ich darf Jeden bei mir empfangen, der mir gefällt; wozu alſo die unruhige, Alles zerſtörende Liebe? Iſt's nicht, wenn man ihr den Eintritt in das Herz geſtattet, als wenn man einem übermüthigen Kinde erlaubt, in ein zierlich geordnetes Gemach zu kommen! O weh! wie es Alles durcheinander wirft und kein Ding an der alten gewohnten Stelle läßt! Ich liebe die Ordnung, Jenny! Für die Liebe habe ich auch keine Zeit. Als ich noch die wilde Kitty war, die ihren „Earl" haben wollte, da wünſchte ich mir zuweilen wunderliche Dinge, die ich ſelbſt Euch, meiner ge-

liebten Schweſter, nicht verrathen haben würde; das iſt nun vorbei, und huſcht vielleicht nur in der Dämmerſtunde, wenn ich allein bin, noch einmal an meiner Seele vorüber. Beweiſt nicht die Geſchichte des armen Prior, daß ein Mann es gar nicht verdient und — gar nicht wünſcht, daß wir uns mit Allem was wir ſind und haben, an ihn ketten? Ein ſo großes Geſchenk beläſtigt ihn, er will kleine Gaben empfangen, um ſich nicht allzu ſehr ſchämen zu müſſen, daß er nur kleine wieder austheilt. Wie die berühmten Maler ſich der Sage nach ihr Schönheitsideal aus vielen ſchönen Frauen zuſammenſetzten, ſo trägt der Mann ſeine Liebesgöttin ſich aus verſchiedenen Stückchen zuſammen. An dieſer Frau liebt er die Augen, an jener die Schultern, hier die Hände, dort die Füße, bei der Einen die Stirn und das Haar, bei der Andern die Lippen. — Lacht darüber, ſüße Jenny, ich lache auch, und denkt dann, daß Euer Lord Rocheſter der einzige Mann, der anders liebt und anders geliebt ſein will, ich gönne Euch dieſen Gedanken.

„Der Herzog küßt Euch die Hände und hofft im nächſten Monat, wenn ſein Podagra im rechten Fuß ſich nicht verſchlimmert, zur Jagd nach Wild-Caſtle zu kommen. Seid ihm keine allzu bezaubernde Wirthin, ſonſt kehrt er nicht wieder heim; Ihr wißt, wie er Euch anbetet. — Ihr fragt nach meinem Schützling, John Gay. Es iſt jetzt faſt von der Mode geboten, daß vornehme Frauen als die Schützerinnen der Poeſie auftreten, daß ſie irgend einen Dichter hüten und pflegen, wie eine ſeltene Blume, die ſorgfältig gewartet ſein will, wenn ſie ihre Blüthe entfalten ſoll. So iſt die Montagu die Schutzheilige des Dichters Pope geworden, und die ſchöne Mary Lepel, der Liebling des Prinzen und — der gutherzigen Prinzeſſin von Wales, duldet die feurige Anbetung Henry Carrey's, der einige wilde Liebeslieder gedichtet hat und wie ein Graf lebt. Einen wunderlichen Geſellen aus ihrer Menagerie führte uns vor Kurzem die Circe von Twikenham vor, wie ſich Lady Montagu-Worthley ſo gern nennen

hört, nämlich den jungen Dichter Richard Savage. Man ſagt von ihm, daß er ein Sohn der Gräfin Macclesfield und des Lord Rivers ſei. Er lebt in dem Hauſe eines Schuhmachers und ſcheint ſeine Freude daran zu finden, wie ein Sohn des Volks in unſerer Geſellſchaft zu erſcheinen, in vernachläſſigtem Anzuge und verwilderter Perrücke! Niemand als die Montagu würde ihn ſo um ſich dulden. Sie hat uns ſein Gedicht „Der Wanderer“ vorgeleſen, es iſt ſehr ergreifend, voll wilder Poeſie. Sein Geſicht iſt von großer Schönheit und ſeine Augen haben einen ſanften und traurigen Blick. Ich glaube, er leidet Noth, aber die Montagu iſt die Letzte, die daran denken würde, ihn zu befragen, ob er ein ordentliches Mittagsmahl gehalten. Sie iſt zufrieden, wenn ſie eine neue Figur in ihrem Zimmer aufſtellen kann, und ich habe ihn oft weggehen ſehen an ſolch einem Abend in Twikenham, ohne daß ich bemerkte, ob er einen Biſſen gegeſſen, weil eben nichts da war. Ihr wißt, daß die Lady ihre

Gäſte am liebſten mit geiſtiger Speiſe bewirthet. Würde Richard Savage ſich entſchließen, etwas mehr Sorgfalt auf ſeine Kleidung und ſeine Manieren zu verwenden, ſo möchte ich mich gern ſeiner annehmen, obgleich es nicht Mode und nicht eigentlich erlaubt iſt, daß eine Frau mehr als einen Dichter beſchützt.

„Mein ſanfter John Gay würde Euch, denke ich, recht gut gefallen. Er iſt jetzt geſunder und fängt wieder an zu arbeiten, das iſt ein gutes Zeichen. Ich meine, er ſei viel hübſcher, als Mathew Prior war, aber ich glaube trotzdem, daß John Gay nie ſo viel Glück bei den Frauen haben wird als jener. Mathew war ein Mann, der ausſah, als ob er uns gegen eine Welt vertheidigen würde, und ſolche Männer allein lieben wir. John Gay dagegen braucht Schutz, er iſt wie ein Kind, das man in einer fremden dunklen Straße allein gelaſſen — ſeit die Oldfield, deren Spielzeug er war, geſtorben. Eine losgelöſte Ranke iſt nicht hülfloſer als er, wenn keine Hand ihn ſanft leitet, er

braucht allezeit eine Stimme, die ihm zuredet, Andere müſſen für ihn ſorgen und denken. Und ſo ſchütze ich ihn und denke und ſorge für ihn. Wir Frauen, die wir uns immer unter den Schutz des Mannes begeben und uns dann erſt ſicher fühlen, verſpüren trotzdem das Gelüſt, ſelbſt wiederum Schwächere zu ſchützen, ein Kind, einen Kranken, einen Vogel, einen Hund. Und ſie ſteigert ſich bis zur Aufopferung, dieſe Luſt, wenn es unſer Kind iſt, das wir ſchützen dürfen; habe ich Recht, Jenny? Ich ſoll dieſe Freude entbehren — es iſt kein Weſen in meinem eigenen Hauſe, das eine Aufopferung von mir verlangt, nun, ſo habe ich denn John Gay zu meinem Schützling erklärt. Der Herzog iſt mit meiner Wahl einverſtanden, obwohl dieſer angenommene Sohn kaum jünger ſein dürfte, als ſeine mütterliche Schützerin. Wir haben ihm in Charterhouſe eine feſte Wohnung gekauft. John Gay iſt dankbar und offen wie ein junges Mädchen; wie verſchloſſen war der arme Prior! Wie ein Kind

freut er ſich an einem glanzvollen Leben, an dem Reichthum, Alles berauſcht und blendet ihn — deshalb gelang es auch der üppigen Zauberin Olfield, ihn ſo lange und feſt zu umſtricken. Die weißen Hände John Gay's, das ſage ich Euch, würden nie die Hand einer Chloë berühren. Die Frauen, die er anbetet, müſſen in ſeidenen Gewändern daherrauſchen und goldgeſtickte Schuhe tragen. Ihr ſeht, er iſt nur da, anzubeten, nicht aber angebetet zu werden. Seine Gedichte gleichen ihm, es ſind zierliche, halberſchloſſene Blüthen, die der Wind herabwehte vor der vollen Entfaltung, keine einzige wilde fremde Blume iſt darunter, wie jenes Gedicht Priors: „Henry und Emma", das uns die Mutter nie zu leſen erlaubte und das wir doch — wißt Ihr noch — verſteckt in einem wilden Kaſtanienbaum in der einſamſten Stelle des Parks laſen. Und ich war es, die am Schluſſe ärgerlich ſagte: „O, das iſt tolles und dummes Zeug, nicht der Strafrede werth, die Miß Blunt mir halten wird wegen des beim Klettern zerriſſenen Kleides."

Ihr aber ſaßet ſtill und mit glühenden Wangen in dem dunklen Laube, und erſt nach einer langen Weile flüſtertet Ihr: „Es iſt nicht toll, Kitty, Ihr werdet Euer Wort noch einmal zurücknehmen, denkt an mich; es iſt nur eine große Liebe, von der ſolch ein Kind freilich noch nichts verſteht, eine Liebe, die Erde und Himmel vergißt, und das iſt das Schönſte unter der Sonne!“ — Einen Gruß ſoll ich Euch zu Füßen legen von einem ehemaligen Spielgenoſſen, von dem wilden Frank, jetzt Herzog von Belton. Ihr wißt, wir zankten uns immer mit ihm, wenn er bei unſerm Nachbarn, dem Grafen Dorſet zum Beſuch war; er nannte uns furchtſam, wenn wir nicht in ſeiner Weiſe mit ihm jagen und reiten wollten. Im Grunde liebte ich ihn damals, wie die zärtlichſte Schweſter einen Bruder nur lieben kann und habe ihn auch ſpäter, als wir getrennt wurden, nicht vergeſſen. Ihr, die Aelteſte, habt ihn immer ein klein wenig hochmüthig behandelt, er erinnerte mich daran, als ich ihn in einer Geſellſchaft bei der Prin-

zeſſin von Wales zuerſt wiederſah. Man redet viel Uebles von ihm, er lebt wild in Geſellſchaft wilder Freunde und vernachläſſigt ſeine ſchöne Frau. Seltſamer Weiſe habe ich aber kein Mitleid mit ihr, nur allein mit ihm, ſo ſehr ich mich auch deshalb zuweilen ſchelte. Er iſt tief elend, trotz ſeiner ſcherzenden Lippen. Seine Augen ſagen allezeit: „Wie arm iſt das Leben!“ Seht, ſüße Jenny, trotz aller wüſten Geſchichten, die ſie von ihm erzählen, und die er ſelber oft lachend beſtätigt, könnte ich wohl begreifen, wenn eine Frau zu dieſem Manne eben ſagte: „Ich will Dir Seele und Leben geben zu Deinem Eigenthum, ich will Dich lieben wie Du nie geliebt worden, und für Dich ſorgen ſo lange, bis Du ſagen gelernt: das Leben iſt doch reich!“ — Die Herzogin erſcheint jetzt kälter und ſchroffer gegen ihn denn je, man ſagt, ſie wiſſe, daß eine neue Geliebte ihn augenblicklich mehr als irgend eine ſeiner früheren ſchönen Freundinnen gefeſſelt halte — und es iſt wahr, man ſieht ihn ſehr ſelten in unſerer Geſell-

ſchaft. — Ein berühmter Mann wurde mir vor Kurzem durch Sir Richard Steele zugeführt, der Dechant Swift aus Dublin. Geliebte Jenny, es iſt kindiſch, ich weiß es, aber ich möchte nicht allein ſein mit ihm — er ſieht aus wie ein Mörder. Man erzählt ſich, daß die Geſellſchaft der devils dozen, deren Gaſt er geworden, ihm helfen ſolle, ſeine entlaufene Frau aufzufinden. Dieſe vornehme und doch ſo gefährliche Bande macht viel von ſich reden. Sie ſoll Nachts in allerlei gräßlichen und abenteuerlichen Verkleidungen die Straßen durchziehen, um eine Spur der Vermißten zu entdecken. Was die Entflohene ſo plötzlich von ihm getrieben, weiß Niemand.

„Die Montagu, — Ihr wißt, ſie hat die kleine Schwäche, ſich lieber ſo, als nach ihrem zweiten Manne, dem ehrenwerthen Lord Worthley zu nennen, — beſtrahlt auch ihn mit dem vollen Sonnenſchein ihrer Gnade, er iſt viel in Twikenham zum großen Kummer Pope's. Sie tritt immer mehr wie eine Königin auf, ſeit ſie aus der Türkei

zurückgekehrt, und der Lord hat viel zu leiden. Man ſagt, er müſſe noch immer die Dienſte einer Kammerfrau verſehen, um ſolch ein koſtſpieliges Hausgeräth zu ſparen, und werde bei ſolcher Gelegenheit oft gar arg geſcholten. Sehr geſchickt mag er freilich nicht ſein, denn die türkiſchen Gewänder, in denen ſie zu erſcheinen liebt, hängen in ſeltſamen Falten um ihre Geſtalt, und ihre Schuhe ſehen immer aus, als habe man ſie verwechſelt mit den Schuhen eines Mannes. Ihre Taſchentücher verliert ſie noch häufiger denn ſonſt, und der Mittelfinger ihrer rechten Hand iſt allezeit von Weitem kenntlich unter allen Frauenfingern, an einem ſchlecht verwaſchenen Dintenfleck. Die Männer behaupten, ſie trage ihn mit Abſicht zur Schau, um Allen kund zu thun, daß ſie Bücher ſchreibe. Wäre ſie nicht hübſch und ſo blendend in ihrer Unterhaltung, man würde wohl noch viel unbarmherziger über ſie und ihre Gewohnheiten herfallen; denn die Männer lieben es nun einmal nicht, wenn ſich die Frauen in ihre Geſchäfte mi-

ſchen, und werden das nie ertragen lernen. Und die Montagu ſpielt den Arzt, iſt klüger als die Meiſten und ſchreibt gar Bücher, Grund genug, um ſie zu haſſen. Wir ſehen uns nicht oft, denn ſie hält mich ihrer Freundſchaft nicht würdig. „Ihre Erziehung wurde vernachläſſigt, ſie wuchs wie ein wildes Füllen auf, die arme Herzogin, ſie weiß eben Nichts", ſagt ſie von mir. Ich bin mit dieſem Urtheil zufrieden, nun läßt ſie mich endlich in Ruhe! Eine Zeit lang, als ſie zurückgekehrt, erſchien ſie häufig bei mir, ich glaube, ſie hatte es auf John Gay abgeſehen, er gefiel ihr. Aber mein ſanfter Schützling fürchtete ſich vor der berühmten Frau und redete kaum ein Wort in ihrer Gegenwart. Auch mich macht ihre Nähe beklommen; nie fühle ich mich mehr von allem Geiſt verlaſſen, als wenn ſie mich mit ihren kalten Augen anſchaut. Ihr glaubt nicht, theures Herz, was für fade Dinge ich dann rede, wie mir auch gar nichts Kluges einfällt, weil ich eben immer darüber nachgrüble: was willſt du ihr ſagen, daß

ſie dich nicht für gar zu einfältig hält. Der arme Pope iſt nun wirklich ihr Hausſklave geworden, er hat ihr täglich ein Gedicht zu liefern. Er liebt ſie nicht, glaube ich; allein er iſt eitel genug, um ſich gern bei jeder Gelegenheit neben einer Frau zu zeigen, die nun einmal viel beſprochen und bewundert wird. Kürzlich in einer Geſellſchaft beim Herzog von Belton hat der Prinz von Wales wohl eine halbe Stunde lang mit der Montagu geredet, während welcher Zeit Pope, geduldig hinter ihr ſtehend, ihren großen Fächer von Pfauenfedern und einen kleinen Teller mit Früchten halten durfte. Als der Prinz ſie verlaſſen, wendet ſich die Montagu langſam, nimmt den Arm des neben ihr ſtehenden Bathurſt und ſagt im Vorüberſtreifen zu ihrem Getreuen: „Bringt mir den Fächer morgen nach Haus, ich brauche ihn heute nicht mehr.“ — Rings umher lächelnde Geſichter, — der Dichter fühlt ſich tödtlich verletzt. Er wirft den Fächer auf den Tiſch und ſtürzt, nach kurzem Kampfe, durch alle die glän-

zenden Säle dem Ausgange zu, den er aber lange vergeblich ſucht. Als er ihn eben gefunden, tritt ihm die grauſame Herrin wiederum entgegen. Nur einen Blick wirft ſie ihm zu und er iſt gefangen — ſo erzählt Belton. „Pope, meinen Wagen — ich ſterbe hier — ich bin krank“, flüſtert ſie ihm ſchmachtend zu. Er iſt von Neuem gefeſſelt — er ruft und ſucht ihren Wagen.

„Wohl eine Stunde iſt darüber vergangen, denn der arme kurzſichtige Pope hatte ſich vielfach verirrt in den Hallen und Gängen des Beltonſchen Hauſes. Endlich ſtürzt er wieder hinauf, wahrſcheinlich in fieberiſcher Aufregung durch die Hoffnung auf den Vorzug, ſie begleiten zu dürfen. Er findet die Montagu im lebhafteſten Geſpräch und umringt wie gewöhnlich. Den Kreis durchbrechend, meldet er leiſe und ſchüchtern den Wagen. „Ich bin bereit“, ſagt ſie ihm nachläſſig und wirft ihm ihren türkiſchen Shawl zu. Aber ſie war noch nicht bereit, ſie plauderte noch mit dem Miniſter Townshend über den Orient. Und ſo ſteht er

harrend wiederum wohl eine Stunde, bleich vor Erregung und halb betäubt von dem Duft des Roſenöls, der allezeit die Nähe der Montagu verkündet. Endlich nimmt ſie lächelnd Abſchied, winkt ihrem geduldigen Anbeter und — legt ihre Hand auf den Arm des jungen Lord Hervey, von dem ſie ſagen, nur ſein Geiſt ſei größer als ſeine Häßlichkeit — der geleitet ſie hinab. Da hat ihr Pope freilich den Shawl in den Wagen geworfen und iſt ohne Hut hinausgeſtürmt in die Nacht. Am nächſten Tage will man ihn aber doch wieder in dem Wagen der Montagu geſehen haben. — Morgen hoffe ich Beiden zu begegnen, der ältere Bathurſt giebt ein großes Feſt, der Cuzzoni zu Ehren. Ihr wißt aus meinen früheren Briefen, daß ſie mich nicht berückte, die kleine Zauberin, ich liebe nur eine Stimme, die uns zu Thränen bringt, wie der ſüße Geſang der Anaſtaſia Robinſon. Wie traurig, daß ſie aus der Welt für uns verſchwunden, und doch — wie glücklich mag ſie ſein,

daß ſie für den Einen leben darf, den ſie liebt, und nur für ihn. Lady Mordaunt, obgleich ſie das Verhältniß ihres Mannes zu der Sängerin kennt, erſcheint ſtets heiter an ſeiner Seite. Sie ſchmückt ſich wie ein Kind, ſie wirft ungeheure Summen hin für einen ſeltenen Stein, für ein Pferd, für ein Kleid, ſie flattert von einem Feſt zu dem andern, immer noch ſchön, immer ſorglos und fröhlich. Selbſt der Tod ihres einzigen Kindes hatte dieſe Frau nicht zu wandeln vermocht. — Es ſind freilich ſchon zehn Jahre her, daß die kleine Annie ſtarb, aber ihr Vater, glaube ich, betrauert ſie noch, als ob er eben an ihrem Sterbelager geſtanden. Und dazu dieſe heimliche traurige Liebe zu der Nachtigall Anaſtaſia im Herzen! Wie ich ihn beklage! Sein edles Geſicht redet von ſchweren Kämpfen, Jenny, und nur die Muſik verſcheucht zuweilen jenen ergreifenden Ausdruck tiefſten Kummers von ſeiner Stirn. — Ihr wißt, daß der deutſche Muſikmeiſter Händel hier ſehr geehrt wird. Der ſtattliche Mann mit dem

kühnen Blick gefällt mir! Die königliche Akademie, unſere Oper, koſtet zwar dem Könige und uns, dem Adel, der ſie ja erhält, große Summen, aber ſie glänzt auch, ſeit Händel als Dirigent ernannt worden, wie ein Stern. Seneſino, der italieniſche Sänger, iſt ein ſeltener Wundervogel und die blendende Cuzzoni verdrängt jetzt die ſchöne leidenſchaftliche Dureſtanti. Man redet auch davon, daß es dem deutſchen Muſikmeiſter gelingen werde, die vielgerühmte Sängerin Fauſtina Bordoni aus Italien herbeizulocken. Der Geigerkönig Correlli und der Buononcini, der jetzt aufhört, Opern zu ſchreiben, ſeit Händel ſeinen Mucius Scävola hier aufführte, haben ſich endlich mit dem Deutſchen ausgeſöhnt. Seine Muſik iſt von großer Gewalt, mehr erhaben als einſchmeichelnd; ich hörte auch eine Oper, Rinaldo, von ihm, die Cuzzoni ſang darin. Die verzogene Sängerin ſchildert den Händel als einen ächten deutſchen Bären, und hat eine gewaltige Furcht vor ihm. Ich möchte wohl einmal mit ihm ſprechen. Er ſieht

aus wie ein König. Wunderlich iſt's doch, daß wir nur fremde Musik hören, warum kommt Niemand aus unſerem Volke darauf, eine ordentliche Oper zu ſchreiben. Ich redete darüber noch vor wenigen Tagen mit John Gay. Der aber lächelte ganz geheimnißvoll und ſagte: „Habt noch eine Weile Geduld und Ihr werdet Wunderbares erleben.“ — Der Herzog wünſcht mit mir einen Spazierritt zu machen. Ich muß Euch dieſe Zeilen alſo unvollendet ſenden. So viel ich geſchrieben, ſo iſt mir doch, als ob ich Euch noch nicht den hundertſten Theil erzählt von dem Erzählenswerthen. Noch Eins. Ich vergaß Euch zu ſagen, daß Lord Cheſterfield viel bei mir iſt. Jenen viel gerühmten und durchdringenden Geiſt und ſcharfen Witz, den ich früher nur fürchtete, bewundere ich jetzt und freue mich an ihm.

„Es iſt ſeltſam, daß ich ihm gegenüber nie über meine Rede und Gegenrede nachdenke und doch — ſo hoffe ich — nie ein albernes Wort ſage, und bei der Montagu dagegen nur kindiſches Zeug reden muß.

Eines ſolchen Mannes Freundſchaft zu erringen, ſcheint mir das Höchſte, was eine Frau zu erreichen hoffen könnte. Er iſt bedeutender und liebenswürdiger als alle Männer, die ich bis zur Stunde ſah — meinen theuren Schwager, Euren Lord Rocheſter ausgenommen. — Ihr ſeht, ſüße Jenny, es ſteht nicht einmal der leiſeſte Wunſch nach jener Liebe auf, die Ihr mir ſo oft als des Lebens einzig lohnenden Inhalt preiſt. — Erinnert Ihr Euch noch, wie heftig ich einſt über jene Stelle des Sophokles weinte: „weh — weh, wie viel Leid hat die Liebe den Menſchen gebracht.“ In meinem heutigen Briefe iſt auch keine einzige luſtige Liebesgeſchichte; es will mich oft bedünken, als gäbe es überhaupt keine fröhliche Liebe auf Erden, als — die Eure, geliebtes Herz.“

Capitel V.

Jamie.

Motto:
„Nacht iſt's umher, — —
Nicht Sonn, nicht Mond, kein milder Schein
Erleuchtet meinen Pfad."
Händels Samſon.

Die Pflegerin des blinden Jamie Dryden, die mit ihm in einem kleinen grünumrankten Hauſe in Oldſtreet lebte, ſtiller und verſteckter als ein Veilchen im Graſe, war eine berühmte Frau, nämlich Eliſabeth Thomas, die „blaue Blume" eines vielgefeierten Dichters, Drydens Corinna.

Viele, viele Sommer waren dahin gegangen, ſeit ſie, ein ganz junges Geſchöpf von kaum funfzehn Jahren, neben ihrem poetiſchen Anbeter in der Laube des kleinen Pfarrgartens ſitzend, ſeiner melodiſchen Stimme lauſchte, mit der er ihr die Ode des Alexanderfeſtes vorlas. Wie ein Traum

lagen die Tage ihres kurzen Liebesglücks hinter ihr — das bittre traurige Ende war verſchmerzt, und nur jene himmliſche Roſenzeit ſelber leuchtete in ihrer Erinnerung, die Zeit, in der ſie von ihm geliebt, in glänzenden Verſen gefeiert, ein Märchen lebte. — Die ſchönſten Märchen enden aber traurig, denn irgend eine böſe neidiſche Fee ſpielt immer im Schlußact mit. Dieſe Fee trat denn auch hier auf, in der Geſtalt eines reizenden Mädchens, der Tochter des Grafen von Berkſhire, Eliza Howard. Sie war vornehm, jung, ſchön und reich und wandte dem gefeierten Dichter ihr Herz zu. Dryden aber war — ein Mann. Es ſchmeichelte ihm mehr, die Roſe an der Bruſt zu tragen, die Königin der Blumen, als das Veilchen, das unſcheinbare Frühlingskind, und ſo warb er denn allen Ernſtes um die Grafentochter. Sie reichte ihm auch wirklich, trotz allen Widerſtrebens ihrer Familie, die ſchneeweiße Hand und erhob ihn ſomit zu dem Range ihres erſten Sklaven. Der Dichter träumte von einem Para-

dieſesgarten — ach, er verwandelte ſich in ein ſchattenloſes, unfruchtbares Feld. Eliza war geiſtlos und von heftiger Gemüthsart, ein verwöhntes Weib. Sie fand keinen Geſchmack an ſeinen Arbeiten, hatte kein Verſtändniß für ſeine Verſe, wenn ſie einen anderen Gegenſtand als ihre eigenen Reize befangen und feierten, und keine Geduld mit den Stimmungen einer Dichterſeele. Es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, Drydens Muſe zu heißen und ewig zu bleiben, und ſie geberdete ſich doch im Zuſammenleben mit ihm wie eine irdiſche, launenhafte Frau. Verlangte er aber die opferwillige, zärtliche Liebe einer Irdiſchen, ſo nahm ſie die Miene einer unnahbaren Göttin an. War ſie doch die Grafentochter, die durch das Opfer ihres Namens und ihrer Stellung ſich ewige Dankbarkeit erworben zu haben meinte. Dabei quälte ſie ihren Gatten mit einer maßloſen Eiferſucht, die ſie ſogar, als ſie ihn eines Tages in ſeine Studien vertieft ſah, in die zornigen Worte ausbrechen ließ: ein Buch ſei glücklicher denn eine

Frau — sie wünsche ein Buch zu sein, um doch endlich ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu werden. — „Ich wünsche es auch, mein Lieb", antwortete der Gequälte, „aber Ihr müßtet dann ein Kalender werden!"

„Warum?"

„Weil ich Euch dann alljährlich austauschen könnte!"

Ob er wohl in diesem trüben Leben an sein verlassenes Veilchen dachte? — Elisabeth Thomas erfuhr es nicht. — Sie war einige Jahre nach der Trennung von Dryden, als ihre Eltern gestorben, in das Haus eines verwittweten Bruders des Geliebten gezogen, der um ihre Hülfe bat. Sie pflegte und erzog dessen Kinder und schaltete und waltete dort in geräuschloser Sorge wie ein Engel der Barmherzigkeit. Das älteste der Kinder war blind, und der hülflose, schöne Knabe, Jamie, wurde ihr besonderer Liebling. Er hing an ihr mit tiefer, leidenschaftlicher Zärtlichkeit, sie war ihm Mutter, Gespielin, geduldige Lehrerin und

[illegible]

[illegible] ... der [illegible] von St. [illegible], [illegible] [illegible], brachte, der den Knaben in die erhabene [illegible] der Orgel einführte. Diese göttlichen Töne schenkten ihm Licht und Frieden und unzählige glückliche Stunden. Seine Fortschritte waren so gewaltig, daß sein Lehrer darüber erstaunte und ihn gar bald als seinen Gehülfen annahm. Welch ein Gefühl für den Vater und die Geschwister, als zum ersten Male während des Gottesdienstes die Orgel unter den Händen des Sohnes und Bruders ertönte, welch selige Freude für Elisabeth. Sie zerfloß in Thränen und hatte kaum die Kraft, die Kirche zu verlassen, die Kniee bebten unter ihr. An den Ausgang des Chors

ſchlich ſie und ſetzte ſich auf die Stufen der Treppe, die zur Orgel führte, nieder, wartend, bis ihr Liebling herabkam. Und ſie ſah ihn herunterſteigen, den ſchlanken Jüngling, die Hand leicht auf das Geländer geſtützt, ſie hörte ihn heiter reden mit dem alten Kirchendiener, der ihn geleitete. Aber wenige Stufen von ihr entfernt ſtand er plötzlich ſtill: „Eliſabeth“, murmelte er, und ein Ausdruck unendlicher Erregung und Zärtlichkeit flog über ſein junges Angeſicht, dann ſtreckte er ſuchend die Hand aus. Einen Augenblick ſpäter lag er an ihrem Herzen und alle die berauſchenden Worte des Stolzes und der Freude, wie ſie nur ein Frauenherz zu erfinden und nur Frauenlippen ſo ſüß auszuſprechen vermögen, trafen ſein Ohr.

Das war ein ſeliger Tag im Leben Beider. Er lag nun freilich ſchon viele Jahre hinter ihnen. Jamie Dryden hatte ſein fünfundzwanzigſtes Jahr vollendet und war bereits Vertreter ſeines Lehrmeiſters, und das Haus war öde geworden. Der Vater war geſtorben, ruhig über das Geſchick

ſeines Lieblingskindes, die Brüder und Schweſtern in die Welt gezogen, verheirathet — es wurde allmälig ſtill um die Beiden, und doch meinten ſie heimlich, es ſei eben ſo am Schönſten. Wie traulich erſchien das Wohnzimmer Eliſabeths. Das Aſyl einer guten Fee war es für gar manche bedrängte Seele, denn Eliſabeth Thomas ſtreckte die Fühlfäden ihres mitleidigen Herzens nach allen Seiten aus und viele ihrer Schweſtern, die ein geheimes Leid trugen, fanden bei ihr Troſt und Aufnahme. Nichts iſt barmherziger, dankbarer, opferwilliger, als ein Frauenherz, das Viel gelitten und wider Erwarten noch ein ſpätes Glück gefunden. Durch ihr Verhältniß zu Jamie war für Eliſabeth Thomas nach langer ſternenloſer Nacht ein klarer, wunderſchöner Herbſttag aufgegangen, und ſie hatte nun mit jedem vereinſamten traurigen Herzen, das kämpfte und litt wie ſie gekämpft und gelitten, ihren unverhofften Antheil an Sonnenſchein und verſpäteten Blumen theilen mögen. Ihre Augen blickten ſo ſanft wie der blaue Himmel

im Frühling, es war jener gedämpfte Glanz, den nur Augen haben können, die viel weinten. Ihre Stimme war so süß und leise — Jamie verglich sie immer mit dem fernen Ton einer Flöte — o, wie er sie liebte, diese Stimme — ihr Lächeln so erquickend und ihre ganze Erscheinung wohlthuend. Klein und zierlich, in der äußersten Weise sorgfältig, wenn auch einfach gekleidet, das noch immer schöne blonde Haar unter einem anschließenden weißen Häubchen verborgen, glitt sie so geräuschlos einher, und der Eindruck ihrer Erscheinung war ein unendlich anmuthiger, besänftigender. Nie war sie müßig, allezeit sah man sie mit einer Arbeit in den feinen Fingern. Nur eine Eigenheit zeigte sie. Die Stunde der Dämmerung war ihr noch immer unerträglich. Beim leisesten Schatten des Abends verhing sie ihre Fenster und zündete jene wunderlich geformte Lampe an, die ihr Dryden einst geschenkt. In der Dämmerung war es ja gewesen, als er ihr vor langen Jahren gesagt: „Lezzie, wir müssen scheiden — ver-

geßt mich — ich bin Eurer Liebe nicht mehr werth, — Eliſabeth Howard iſt ſeit geſtern meine Braut.“ Seit jener Stunde, der gräßlichſten ihres Lebens, ertrug ſie keine Dämmerung mehr. — Die Abendſtunden nach dem beſcheidenen Mahl wurden ſtets mit Muſik ausgefüllt, die auf das Herz Eliſabeths ſo wunderbar beruhigend wirkte. Dann ſpielte der Blinde alte herrliche Kirchenweiſen, wie ſie ihm ſein Lehrer gelehrt, oder reizende, traurige Melodieen, wie ſie aus ſeiner eigenen Seele emporſtiegen. Dazwiſchen, wenn er ausruhte, las Eliſabeth ihm zuweilen einige jener Verſe vor, an denen die Erinnerung ihres höchſten Glückes hing, wie Thauperlen an Blumen. Ach, ſie brauchte ſie nicht mehr zu leſen — jede Strophe wußte ſie auswendig! Die vergriffene Ausgabe ſeiner erſten Gedichte, „An Corinna“, war aber das Einzige, was ſie von ihm beſaß, ſie hatte keine Zeile ſeiner ſpäter entſtandenen Werke von ihm geleſen; mit jenem kleinen Bande, ihr gewidmet, war er ja für ſie geſtorben.

Eine seltene Abneigung verrieth Jamie gegen seinen berühmten Oheim. Kannte er doch durch seinen Vater die Beziehungen, in denen die geliebte Pflegerin zu ihm gestanden, und ihr Leiden um ihn. Er ertrug es nie, Elisabeth von ihm reden zu hören, und es war ihm eine größere Marter, als sie es ahnete, wenn sie ihm seine Verse vorlas. „Es ist keine Kunst zu dichten, wie er dichtete", sagte er einmal mit glühenden Wangen, indem er leidenschaftlich die Hände zusammenpreßte. „Habt Ihr ihn nur geliebt um dieser Verse willen?" — „Ja, Jamie, denn sie waren es doch zunächst, die mich bezauberten."

„Und würdet Ihr den wieder genau so lieben müssen, wie Ihr ihn geliebt, der so dichtete, wie er?"

„Ich glaube", scherzte sie wehmüthig lächelnd, „aber es wird und kann eben Niemand mehr so dichten wie er, und ich lese auch seitdem keine Verse mehr."

Es schmerzte sie oft, den Jüngling mit einem

Gefühl, das dem Haſſe ähnlich ſah, den Namen ſeines Oheims nennen zu hören, und einmal überwältigte es ſie ſo, daß ſie ſich mit ſchmerzlicher Bitterkeit von ihm wandte und ihm ihre Hand entzog. „Es martert mich, daß Du ihn nicht liebſt“, ſagte ſie, „Du machſt mir Schmerz; ich habe nie geglaubt, daß Jemand von ihm wiſſen und ihn nicht lieben könne.“

Aber da hatte er mit einer Heftigkeit, die ſie erſchreckte, ihre Hände an ſich geriſſen und ſich mit ausbrechenden Thränen vor ihr auf die Kniee geworfen.

„Verlange Alles, verlange Leben und Seele von mir, nur nicht, daß ich ein Geſchöpf lieben ſoll, das Dich auch nur eine Stunde lang leiden ließ.“

Er zitterte, ſein ganzes Weſen ſchien in Aufruhr. Eliſabeth hatte Mühe, ihn zu beruhigen, ſie that es mit der Zärtlichkeit einer Schweſter, mit der Anmuth und Innigkeit einer Liebenden. Jamie's Erregung ging auch vorüber, er wurde

allmälig wieder ruhig und ſanft wie er ſonſt immer erſchien. Seit jener Stunde aber las Eliſabeth Abends keine Verſe Drydens mehr — ſie wählte andere Bücher, die ihr Magnus auf ihre Bitte zuſandte für den Liebling — ſie nannte auch fortan den Namen des verlorenen Geliebten nur noch — in ihrem Gebet. —

Es war ein Sonntag Abend. Eliſabeth hatte eben ihre beſcheidene Toilette zum Mittagsmahl beendet. Die kleine Tafel im Speiſezimmer war ſorgfältiger denn gewöhnlich hergerichtet, an den Sonntagen erwartete man immer einige Gäſte in dem kleinen Hauſe, nämlich den Muſiker Pepuſch mit ſeiner Frau und Pflegetochter und einen andern deutſchen Muſiker, Georg Händel, ſowie auch den Organiſten von Saint Giles, den wunderlichen Magnus, der die Frauen haßte und ſich doch von der kleinen Lavinia ſo viel gefallen ließ. Frau Margareth, die langjährige Freundin Eliſabeths, blieb dann immer bis zum Abend des nächſten Tages, um ſich gründlich auszureden

nach Frauenart. Jene flüchtigen Stunden zum Plaudern nach dem Eſſen waren nach ihrer Anſicht kaum der Mühe werth anzufangen, und die „Kinder“ freuten ſich ja auch allezeit ſo ſehr aufeinander. Jamie wanderte ſchon jetzt ungeduldig in der kleinen, teppichbelegten Stube Eliſabeths auf und ab. „In einer Viertelſtunde kann ſie hier ſein, Deine junge Freundin“, ſagte Eliſabeth und legte ihre Hand auf die ſeine. Zitterte ſie nicht wie im Fieber, dieſe ſchlanke Jünglingshand? Sie ſah beſorgt in ſein Geſicht, aber es war nur eine leichte Röthe, die über ſeine Wangen flog, ſonſt erſchien es ſchön und ruhig wie immer, und die großen blauen Augen blickten, Eliſabeth meinte es wenigſtens, nicht mit dem ſtarren Ausdruck der Blinden, ſondern faſt träumeriſch vor ſich hin. Mit einem leiſen Seufzer wendete ſie ſich ab. Eine ſeltſame eiferſüchtige Unruhe kam über ſie. „Sie ſind ſchon in der Straße“, ſagte der Blinde jetzt aufhorchend. „Kind, ich höre aber Nichts!“ „Du kannſt es glauben, es iſt

Händels Schritt, den ich höre, und Lavinia's kleine Füße trippeln neben ihm her. In wenigen Minuten werden sie vor der Thür sein!"

Und nach kaum fünf Minuten hörte man wirklich den Klopfer, gleich darauf fröhliches Lachen im kleinen Parlour, und dann traten sie alle herein, die „Kleine" zuerst, die sich an den Hals Elisabeths hing und Jamie's Hand schüttelte. „Mädchen, Du wirst groß, heute fällt mir's zum ersten Male auf", sagte Pepusch, „Elisabeth ist wirklich kaum noch einen halben Kopf höher!"

„Laßt mich nur, bin ich doch noch lange nicht so hoch als der Musikmeister!"

„Die Grazien mögen Dich behüten vor solcher Größe", lachte Händel.

„Dafür ist er auch unser König und Herr und mein vielgeliebter Landsmann obendrein, auf den wir Alle stolz sind, hier und drüben!" sagte Pepusch warm und ließ seine Hand auf die Schulter Händels fallen.

Wie ein König sah er wirklich aus, der deutsche

[illegible] mit der [illegible] Gestalt, den [illegible] Schultern und dem [illegible] Haupte. Sein Gesicht war edel geschnitten, die Färbung frisch, die Lippen voll, die Stirne gebietend und die Augen lichterfüllt. Die große Perrücke mit den lang herabwallenden Locken schien kein unpassender Rahmen für diesen mächtigen und bedeutungsvollen Kopf. Seine Stimme hatte einen überwältigenden Klang, es war immer, als ob er sie gewaltsam dämpfe in den engen Räumen eines Zimmers. Mit besonderer sanfter Zärtlichkeit legte er den Arm um Jamie's schlanke Gestalt und redete mit ihm. Er liebte den Blinden, er erkannte die reine musikalische Seele, die diese zarte Hülle bewohnte, er pflegte ihm sogar zuweilen irgend einen neuen musikalischen Gedanken zuerst mitzutheilen, ihm Plan und Gang einer Schöpfung darzulegen, aus einander zu setzen und vorzuspielen. „Er hört feiner und besser, als wir Alle", sagte er, „ihn zieht Nichts ab, er stürzt sich mitten hinein in den goldenen Strom und läßt sich

tragen, während wir, weil wir eben ſehende Augen haben, zagend am Rande ſtehen bleiben und die Wellen nur vorüber eilen ſehen."

Der Organiſt von St. Giles dagegen, der vielgerühmte Orgelſpieler Magnus, war ein kleiner verwachſener Mann von einigen vierzig Jahren. Wer ihn nie auf der Orgelbank beobachtet, oder wenn Lavinia, das Pflegkind des Muſikers Pepuſch, ihn eben neckte, der mußte ihn für den ſteifſten, unerträglichſten Murrkopf halten. Wortkarg und ſchroff in ſeinem Weſen, ſtieß er Jeden ab, der ſich ihm näherte; er hatte keine Freunde und brauchte keine. Nur der Anblick ſeiner geliebten Orgel erhellte dies faltige braune Angeſicht und ließ etwas wie Sonnenſchein über dieſe ernſte Stirn gleiten. Wenn er mit dem jungen Mädchen ſcherzte, verloren ſich auch die mürriſchen Furchen um den Mund und ſeine Augen wurden faſt ſchön durch den Ausdruck innigſten Behagens. Freilich war er nicht immer in der Laune, ſich von ihr quälen zu laſſen; aber ſie ließ ſich durch

einen finſtern Blick, ein rauhes Wort, oder ſelbſt eine unwillige Handbewegung nicht ſo leicht abſchrecken. Wie eine kleine hartnäckige Mücke kehrte ſie immer wieder auf dieſelbe Stelle zurück, von der man ſie eben verjagt. Sie hatte bei dem kleinen Sonntagsmahl allezeit ihren Platz zwiſchen dem berühmten Orgelſpieler und ihrem jungen Freunde Jamie. Es ſchien dann oft, als ob ſie für jeden ihrer Nachbaren ein anderes Geſicht in Bereitſchaft hätte. Gegen Magnus war ſie neckiſch und zänkiſch wie ein kleines verzogenes Mädchen, naſchte ihm die beſten Biſſen von ſeinem Teller, nippte aus ſeinem Glaſe, zupfte an ſeiner Perrücke und that in einem Athem zwanzig Fragen; dem jungen Dryden gegenüber benahm ſie ſich dagegen wie eine zärtliche Schweſter. Mit dem feinen Zartgefühl und Takt der Frau, behandelte ſie ihn nicht wie einen Blinden, höchſtens wie einen Geneſenden. Sie ahnte, wie wohl dies ſeinem Herzen thun mußte. Mit leiſer Stimme zu ihm redend, erzählte ſie ihm von Allem, was ſie ge-

ſehen und erlebt, ſie beſchrieb ihm nichts, ſie ſchien vorauszuſetzen, daß er Alles wiſſe und kenne. Wie dankbar empfand er dieſe zarte Rückſicht. Bei Eliſabeth und bei Lavinia allein fühlte er ſich deshalb nie hülfsbedürftig, und das war eine ſo köſtliche Empfindung, daß er um ihretwillen ſchon jenes Mädchen, welche ſie in ihm hervorrief, brüderlich geliebt haben würde. Aber da waren noch ihre kleinen Hände, mit raſchen Pulsſchlägen, keine anderen waren ſo weich und warm, außer den Händen Eliſabeths; aber dieſe waren ſo ſchlank und zart — es waren mehr die Hände einer Heiligen, zum Kuſſe für fromme Pilger geſchaffen. Lavinia's unruhige Hände an die Lippen zu drücken, war aber Jamie noch nie in den Sinn gekommen. Er hielt ſie nur ſo gern feſt, er legte auch nie ſeine Stirn hinein, wie in die Hand ſeiner geliebten Pflegerin, er faltete die niedlichen Finger mit ſeinen Fingern — es gab kein hübſcheres Spielzeug, als eben dieſe Hände. Und dann waren noch lange weiche Flechten da, die ſich

Jamie zuweilen um den Arm wand, bis der kleine Kopf, dem sie gehörten, an seine Brust sank und dort still liegen blieb und die Stimme Lavinia's bat: „Nun erzähle aber auch eine Geschichte.“ Und das that er dann allezeit, und die wilde Lavinia blieb ruhig, wie sonst nie, und lauschte der sanften Stimme ihres Freundes, nur zuweilen durch einen tiefen Seufzer des Mitgefühls seine Erzählungen begleitend. Traurig waren sie freilich alle, Jamie's Geschichten, aber die Kleine verlangte nie eine fröhliche zu hören. Sie wurde auch nie müde dabei, ihr Gesicht trug am Schlusse seiner Geschichten noch denselben gespannten Ausdruck des Aufhorchens, wie am Beginn derselben. Und er? Nun er hätte die ganze Nacht hindurch reden mögen, um nur den sanften und frischen Athem zu fühlen, der an seiner Wange hinstrich, und das Pulsiren der kleinen Hände, und den Duft ihres Haares einzuathmen. Und er hatte auch ein Geheimniß, das er mit ihr allein theilte, und das er sorgfältig vor Aller Augen

verbarg; von dieſem redeten ſie dann zuweilen verſtohlen miteinander, und das war das Süßeſte. Ein Geheimniß! Lavinia hätte es gewiß keiner Seele verrathen, ſie war in dieſem Punkte viel zu ſehr Frau, als daß es ſie nicht höchlichſt entzückt hätte, eben ein wirkliches echtes Geheimniß mit irgend Jemand zu haben. — Darin ſind wir Frauen einander gleich: es giebt für unſere Phantaſie wie für unſer Herz keinen gefährlicheren und mächtigeren Reiz als eben dieſen; er iſt die Quelle mancher ſcheinbaren Schuld:

„die zarteſten — die engſten Bande ſind's,
die das Geheimniß ſtiftet — —“

ſagt mit Recht unſer Dichter. — Jamie Drydens Geheimniß war aber ſehr unſchuldiger Natur: er dichtete nämlich und dictirte ſeine Verſe ſeiner kleinen Freundin, die ſie dann zwar langſam und nicht ganz correct, aber mit dem lebhafteſten Intereſſe niederſchrieb. Es waren Gedichte nach dem Muſter der Verſe Drydens, ſeines Oheims, aber ungleich duftiger und wärmer und eingehüllt in

den Schleier zarteſter Melancholie. Lavinia mußte alle dieſe Blätter aufheben, „daß ſie Niemand in die Hände fielen“, und ſie that dies auch mit großer Gewiſſenhaftigkeit. — Zuweilen ſagte ſie wohl, wenn ſie ein beſonders anmuthiges Gedicht ihres Freundes niedergeſchrieben: „Ich wollte, Tante Lezzie könnte es hören!“ — Aber mit einer zitternden Haſt ergriff Jamie dann ihre Hand und bat: „O nein, Eliſabeth nicht — noch lange nicht — ſie kann ja keine Verſe leiden — ihr darfſt du vor Allen nie verrathen, daß ich einen Reim gemacht!“

„Es iſt aber ſo ſchade, daß Niemand Deine Verſe hört, als ich!“

„Es iſt ebenſo ſchade, daß Niemand Deine ſchöne Stimme hört, als ich!“

„O — ich warte nur, bis ich etwas Ordentliches kann, dann ſinge ich der ganzen Welt etwas vor, darauf verlaſſe Dich, Jamie.“

„Nun, ſiehſt Du, ſo warte ich auch, bis ich ein großes ordentliches Gedicht gemacht, das prächtig

klingt, dann soll es auch die ganze Welt erfahren, daß ich Verse machen kann, so gut wie mein Oheim, d. h. ich meine, Elisabeth wird es dann erfahren. Wenn sie sagen würde: das sind Verse — so würde ich zufrieden sein, Lavinia. Du weißt, sie sagt jetzt immer noch: „Es gab nur einen Dichter in der ganzen Welt; — Niemand konnte Verse machen, außer ihm.“ O, Lavinia, wenn sie einmal sagen müßte von meinen Versen: es sind Verse so gut wie die jenes Einen!“

Im Laufe des letzten Herbstes nun hatte Lavinia wirklich sehr viel schreiben müssen, Jamie Dryden hatte sich nämlich zu ihrer maßlosen Verwunderung ein seltsam großes Gedicht ausgedacht und zwar zum Lobe der heiligen Cäcilia selber.

Zuweilen war ihr wirklich das Schreiben daran, sowie das häufige Bessern und Aendern ein wenig langweilig geworden. Der sonst so sanfte Jamie zeigte sich so ungeduldig und aufgeregt dabei. Und als es endlich vollendet, da hatte Jamie gar noch eine besondere hübsche Abschrift

von ihr verlangt, die er selbst aufzuheben begehrte. Ein Paar Dintenflecke waren doch darauf gekommen — der Hund hatte sie verschuldet, er konnte es nicht ertragen, wenn Lavinia ihn nicht, wie es ihre Art war, neckte und zauste, und da kam er denn und neckte sie und stieß an ihren Ellenbogen. „Man kann aber doch Alles lesen," sagte sie zur Entschuldigung, als sie den Unfall ihrem Freunde gestand. Armer Jamie — er wurde blaß bei diesen Worten.

Was Frau Margareth und Elisabeth sich bei diesen verstohlenen Schreibübungen der „Kinder" dachten, verrieth keine der Andern.

Die Erstere schaute mit einem schmerzlichen Mitleid auf Beide, „wie traurig, daß er nicht sehen kann, er wäre ein guter und sorglicher Mann für sie. Er wird das kleine Vermögen Elisabeths erben und ist ein geschickter Musiker, der sein Fortkommen finden muß. Aber die Augen, die Augen gehören freilich dazu, eine Frau zu bewachen, und nun gar eine Lavinia!" —

Die Seele Eliſabeths dagegen wurde von einer bangen Sorge bewegt. — Konnte ſie es verantworten, das Herz Jamie's durch den ſo vertrauten Umgang mit dieſem reizenden Geſchöpfe einer Gefahr auszuſetzen? Wuchs dieſe Gefahr nicht täglich? — Und was konnte das Ende ſein? Ein namenloſes Elend, eine unſelige Liebe, an der dieſe zarte Natur vielleicht zu Grunde ging? — Sie fühlte ſich bei dieſer Vorſtellung von einem Schmerz durchbebt, vor deſſen Heftigkeit ſie erſchrak. Aber war Jamie nicht ihr Eins und Alles?! — Hatte ihre verwundete Seele nicht in der aufopfernden Hinneigung zu ihm, in dem ſteten Verkehr mit ihm Heilung und Troſt gefunden? Konnte ſie das Herz dieſes Jünglings, deſſen Zärtlichkeit ſie über das größte Leid ihres Lebens hinweggetragen, an eine Andere verloren gehen ſehen, die nichts für ihn gethan und die ihren Liebling nie — ſie fühlte das mit dem Inſtinkt des liebenden Frauenherzens — lieben würde?! — Hatte ſie nicht eine Art Recht an

ihm, wie eine Mutter an ihrem Kinde? Ein Recht, erworben durch ungezählte sorgenvolle Tage und schlaflose Nächte.

Sie litt unsagbar, und ängstigte sich doch deshalb. Mußte sie, die achtunddreißigjährige Frau, ihn, ihren Pflegling nicht mit jener opferwilligen Liebe einer Mutter umfassen, die nichts will als das Glück des geliebten Kindes?! — Ach, sie sträubte sich gegen die Erkenntniß, daß ein Frauenherz eine andere Berechnung seiner Frühlingstage hat, als die nach Jahren. Sie versuchte sich selbst zu strafen durch die Auferlegung jener Buße, den Verkehr Lavinia's mit Jamie in keiner Weise zu beschränken. Mit bebenden Lippen stimmte sie in das Lob des Mädchens ein, wenn Jamie von ihr redete, und mit heftig klopfendem Herzen lauschte sie den Tönen ihrer süßen Stimme, wenn sie, von ihm begleitet, ihre kleinen Lieder sang. Sie begriff sein lebhaftes Entzücken über diesen Gesang und kämpfte mit dem Muth einer Heldin jene Regung des Neides

nieder, die ſich in ihr erhob, wenn ſie das verklärte Geſicht ihres Lieblings ſah während dieſer lieblichen Klänge. „Warum kann ich ihm nicht Alles ſein, warum hat mir die Natur eine Stimme verſagt?“ fragte ſie ſich dann oft. Sie redete wohl auch zu ihm im Tone des Scherzes von dieſer Sehnſucht ihres Herzens — da hatte er ihr einmal geantwortet: „Ein einziger Ton Deiner Stimme, wenn Du mir nur „Jamie“ ſagſt, klingt mir tauſend Mal ſchöner als der Geſang aller Sängerinnen der Welt.“ — Nach dieſen leiſe und leidenſchaftlich geſprochenen Worten war es wie ein Lichtſtrahl in ihre Seele gefallen. Eine wunderbare Erregung hatte ſie ergriffen — ſie fühlte ihren Körper zittern und wagte nicht, die Hand zu berühren, welche er nach ihr ausgeſtreckt hatte, aus Furcht, eben dieſe Bewegung zu verrathen. Armer Jamie, du ſahſt das Aufleuchten dieſer Augen nicht, noch jene köſtliche Bläſſe, die das zarte Antlitz überflog! O Wunder und Räthſel des Frauenherzens. An dieſem Abend fürch-

tete Elisabeth Thomas zum ersten Mal die Dämmerung nicht. Sie war ja gar nicht da — es war hell den ganzen, langen Tag — und nie hatte sie Lavinia zärtlicher in ihre Arme geschlossen, als eben an diesem Abend, jenem Sonntag, der die Freunde zu dem einfachen Mahl in dem kleinen Hause in Oldstreet vereinigte.

Lavinia war aber heute ernster als gewöhnlich, sie neckte ihn nicht, ihren mürrischen Freund, sie lachte nicht so oft und keck auf, wie sonst, aber sie flüsterte einmal ihrem jungen Vertrauten zu: „Jamie, ich habe Dir etwas zu erzählen! Wenn wir Frauen nachher aufstehen, führe ich Dich mit fort!“

Dachte Jamie an diese Worte und machte ihn dieser Gedanke so ungewöhnlich zerstreut und einsilbig? Niemand gewahrte es, da man lebhaft hin und her redete über jene schon oft besprochene Frage: ob Georg Händel nicht einmal den Versuch wagen wolle, heilige, ernsthafte Musik zu componiren, anstatt der weltlichen Opern. — „Ich

habe noch keinen Text gefunden, der mich auf solchen Weg gewaltsam hinleitete", sagte jetzt Händel, „meint Ihr, man käme von selbst dahin? Der Text ist die Hand, die uns ergreift und mit sich fortreißt oder ein Augenpaar, das uns so lange und verlangend heiß ansieht, bis wir —— nun was denn gleich —"

„Vor ihm niederfallen und anbeten", ergänzte Pepusch.

„Ihr habt Recht; wenn wir Musiker einmal etwas Großes schaffen, so sind meist nicht wir, sondern Andere daran schuld. Wie ich mich nicht verlieben kann, ohne daß ein Jemand zum Verlieben da ist, so kann ich auch keine fromme Musik schreiben, ohne daß der Text mich gleichsam erst an die Himmelsthür führt, wo ich am Schlüsselloch ganz von fern die Engel musiciren hören darf. Hat doch allein der Text eines alten kleinen Liedes, das meine Mutter einst sang, mich zuerst auf den Gedanken gebracht, zu componiren. Sie hatte die Melodie vergessen bis auf zwei Takte

im Anfang und einen am Schluß, das bekümmerte sie und das ließ mir keine Ruhe, und so flickte ich sie zusammen, die verloren gegangene Weise, daß sie aussah wie eine neue. Von dem Text konnte ich nicht wieder los, ich hatte ihn gar zu lieb gewonnen!"

„Das müßt Ihr uns erzählen!" bat Jamie jetzt mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Nachher vielleicht!" antwortete Händel.

Das Mittagsmahl war vorüber, die Frauen erhoben sich; Jamie fand sich wenige Minuten später vor dem Kamin im Wohnzimmer in einem bequemen Sessel. Lavinia saß in gewohnter Weise auf einem Schemel vor ihm, die Hand auf die Lehne des Stuhls gelegt. „Nun, was ist's, das Du mir erzählen wolltest?" fragte er. Aber seine Stimme verrieth Unruhe und seine Finger streichelten etwas ungeduldig ihr Haar. „Ist's von Elisabeth?"

„Von ihr? Wie kommst Du darauf? Es ist etwas ganz Wichtiges!" antwortete sie. „Auf-

regen mußt Du Dich aber deshalb nicht; aber ſagen wollte ich Dir doch, daß mir Jemand ein kleines Bild des Grafen Königsmark geſchenkt hat, von dem Du mir vor einiger Zeit jene ſchreckliche Geſchichte erzählt haſt! Du weißt, ich konnte ſie nicht vergeſſen!“ Er athmete wie erleichtert auf und lächelte: „Das iſts alſo? Nun? Iſt er denn ſo ſchön, als man von ihm berichtet?“

„O viel, viel ſchöner! Ich ſage Dir, Deine ganze Geſchichte iſt falſch, die Königin hat dieſen Mann lieb gehabt, wie keinen andern auf der weiten Gotteserde. Man muß ihn eben lieb haben, Jamie, und wenn ſie hundertmal Königin war und er nur ein einfacher Graf, ſie mußte ihn allen Königen, Kaiſern und Prinzen der Welt vorziehen. Er hat Augen wie die verzauberten Ungeheuer, die eigentlich Prinzen waren, in den Märchen, die Onkel Pepuſch mir immer erzählte. Und die Gräfin, die ihn ermorden ließ in Deiner Geſchichte, die kommt mir jetzt gar nicht mehr ſo

ſchrecklich vor wie damals, ſie hat ihn eben lieb gehabt und ihn keiner Andern gönnen wollen. Kannſt Du Dir das gar nicht denken, Jamie, daß Du lieber Jemand todt ſehen willſt, als an einen Andern verlieren?!"

„Nein" — ſagte er leiſe und ein Schauder durchflog ſeine zarte Geſtalt — „aber ich würde ſelber ſterben!"

„Das könnteſt Du vielleicht, weil Du eben engelgut biſt, das können tauſend Andere aber nicht. Und ich erſt recht nicht! Ich würde es, aber Du mußt nicht erſchrecken, Jamie, grade ſo machen, wie jene Gräfin, glaube ich. Auf die Engel allein iſt man nicht eiferſüchtig, meine ich."

„Alſo Du könnteſt ſo über die Maßen eiferſüchtig ſein, Lavinia?" fragte er. „Aber Du warſt es ja noch nie — auf mich — und die Frauen, Du weißt es, ſind doch alle ſo gütig zu mir, wie Du ſelber."

„Auf Dich?" Und das junge Mädchen lachte reizend. „Aber Jamie, wie wäre denn das mög-

lich, weiß ich doch, daß Du Niemand auf der Welt ſo lieb haſt, wie mich, und Niemand je lieber haben wirſt in Deinem Leben.“ Und ſie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, zog ihn zu ſich herab und küßte ihn auf die Stirn mit der keuſchen Zärtlichkeit einer Schweſter.

„Aber Du haſt vergeſſen, mir das Bild zu beſchreiben“, ſagte er heiter, „und mußt mir auch beichten, wem Du es abgebettelt, kleine Thörin! Ich wette, Du trägſt es bei Dir!“

„Du haſt recht gerathen, Jamie. Da iſt es!“ Und der Blinde fühlte ein Medaillon in ſeine Hand gleiten von ziemlicher Größe. Eine feine Schnur war daran befeſtigt. „Der alte Magnus hat es mir geſchenkt, flüſterte ſie.“ In der Lebensperiode, in der Lavinia ſtand, ſind alle Männer über vierzig Jahre uralt. „Alſo, Du weißt, ich laufe manchmal zu ihm hinüber; da fand ich das Medaillon auf ſeinem Arbeitstiſch, neben ſeinem Dintenfaß, das Glas über dem Bildchen verſtaubt und befleckt, aber dieſe Augen leuchteten

doch durch Alles hindurch. Wer iſt das?“ fragte ich ganz erſchrocken. „Ein deutſcher Graf, den ſie in Hannover ermordeten“, antwortete mein mürriſcher Freund. „Sein Lieblingsdiener war ein Vetter meines Vaters, er ſtarb in unſerem Hauſe und hat dies Bild hinterlaſſen.“ „Das war der Graf Königsmark“, ſagte ich, „Jamie hat mir die ſchreckliche Geſchichte erzählt.“ Und mit klopfendem Herzen fing ich nun an zu betteln um das Bild, Jamie, ich dachte ja nimmer, daß er ſolchen Schatz aus den Händen geben werde. Aber ſiehe da — er gab mir das Bild ſogleich. Und als ich ihm danken wollte, ſagte er ſo freundlich wie noch nie: „Den Dank hole ich mir ſpäter, Kleine.“ Nun, er mag verlangen was er will, ich gebe ihm Alles, wenn er mir nur das Bild läßt!“

„Ich hoffe, der Graf ſieht mir ähnlich, Lavinia, weil Du ihn ſo ſchön findeſt!“ ſcherzte der Blinde.

„Dir?! O nicht ein Zug von Dir iſt in

seinem Gesicht! Nur Eure Perrücken gleichen sich. Du trägst ja immer eine in der Kirche und wenn Du ausgehst. Nun sieh, er hat auch eine blendend weiße mit vielen kleinen Löckchen. Und seine Stirn ist auch so hoch und weiß, wie die Deine, aber nicht so fröhlich, sehr ernst, Jamie. Und die Augenbrauen sind feine schwarze Bogen und dann ist eine kräftige Nase da, nicht eine so kleine feine wie Deine, und ein schöner Mund mit schmalen Lippen und einem zierlichen Bärtchen darüber. Die Augen aber, nun ja, die kann ich Dir eben nicht beschreiben! Ich möchte wissen, ob' wohl noch ein Mensch lebt, der solche Augen hat! Und wenn man mir sagte, Du findest ihn hundert Meilen weit von hier, Jamie, ich glaube, ich ginge hin!"

„Aber Du würdest mich doch hoffentlich mitnehmen, Lavinia."

„Nein, Du könntest nicht so schnell laufen, wie ich dann laufen würde, Jamie!" lachte sie.

In diesem Augenblick traten die Frauen aus

der Bibliothek, einem Nebengemach, das diesen Namen einem Bücherschrank und zwei tiefen Armsesseln verdankte, worin sich's vortrefflich plaudern und — schlummern ließ, und gleich darauf öffnete sich die Thür des Speisezimmers. Die Männer kamen, Lavinia bereitete den Thee, und saß im Laufe dieses Abends nicht wieder neben ihrem jungen Freunde. Der Organist von St. Giles hatte ihn zwischen sich und Händel geschoben und der deutsche Musiker erzählte denn auch, mehrfach an sein Versprechen gemahnt, die Füße behaglich gegen den Kamin ausgestreckt, jene kleine Geschichte seiner ersten Composition.

„Ihr müßt wissen", sagte er mit einem schalkhaften Lächeln, „daß ich der jüngste Sohn eines Bartscheerers bin, der aus diesem Sohne gern etwas recht Großes machen wollte. — Seitdem ein Winkeladvokat in Halle ihm einen Proceß gegen einen bösen geizigen Vetter hatte gewinnen helfen, wünschte er nämlich nichts sehnlicher, als seinen Georg dermaleinst im schwarzen

Talar mit weißem Kragen einherſtolziren zu ſehen, damit er allen Leuten ein Beiſtand werde gegen böſe Vettern und Baſen. Und der pfiffige Alte, der ihm dieſen Gedanken gebracht, beſtärkte ihn täglich darin, und pries ſeinen Stand als den vornehmſten der Welt, geberdete ſich wie ein König und ließ ſich bei ſeinen häufigen Beſuchen das Eſſen und Trinken vortrefflich ſchmecken. Obendrein wurde ihm nebenbei ſein ſtruppiger, rother Bart von meinem Vater regelrecht verſchnitten und verkürzt, ſo oft er es verlangte. Ein ſolcher Kauz zu werden und das Jus zu ſtudiren, wollte mir aber gar nicht in den Sinn, und ſo oft mein Vater davon redete, weinte ich und ſtampfte mit den Füßen vor Zorn und Wuth. Und die Mutter half mir wenigſtens weinen und machte nebenbei durch ihr heimliches Abreden die Sache immer toller. Sie glaubte nämlich ſteif und feſt, daß ihrem Jungen ein rother Bart wachſen müſſe, wenn er ein Rechtsverdreher werden ſolle, und daß eben ſolche Zierrath zu dieſem Stande nothwendig ge-

höre; denn ſie hatte nur zwei dergleichen in ihrem Leben geſehen und die hatten zufällig beide rothe Bärte. Und ſie haßte die rothen Haare und die Bärte. Ihr Verlangen ging nach ganz anderen Dingen. Sie war nämlich eines Cantors Kind, und außer dem Fegen und Waſchen im Hauſe, daß Alles recht ſpiegelblank erſcheine, Sonntags wie Alltags, war ihr nichts lieber, als der Ton der Orgel in der Kirche und des alten Spinetts des Großvaters, auf dem ſie täglich einen Choral zu ſpielen pflegte. Die Taſten lehrte ſie mich, als ich kaum drei Jahre alt geworden, kennen und bald konnte ich alle Choräle nachſpielen, die ich von ihr oder in der Kirche gehört. Ich that das aber allezeit heimlich, während der Vater bei ſeinen Kunden war, denn ich wußte wohl, daß er die Muſik nicht ſonderlich liebte. Aber eines Tages ſchaute der Herr Notar in die Hinterſtube hinein mit ſeinem grinſenden Geſicht und rothen Bart, ſah mich am Spinett, grinſte höhniſch und rief: „Warte, Du fauler Bube, ich will Deinem braven Vater die

Augen öffnen über Dich. Lernen willſt Du nicht, aber auf der Bärenhaut liegen und ein lungeriger fahrender Spielmann werden, das gefällt Dir! Nimm Dich in Acht, es wird verdiente Schläge regnen!“ — „Und der geringſte Spielmann iſt mehr werth, als Ihr“, fuhr ich wüthend auf, „und vor Schlägen fürchte ich mich nicht, aber wenn Ihr mich beim Vater verklagt, ſollt Ihr's bitter bereuen!“ — Ich war damals ſchon ein großer Junge, viel kräftiger als alle Knaben meines Alters, und hatte ein Paar derbe Fäuſte, und wenn man mich reizte, konnte ich ein Geſicht machen zum Erſchrecken. Das muß denn wohl damals auch geſchehen ſein, denn der rothbärtige Störenfried vermaß ſich hoch und theuer, daß er diesmal noch ſchweigen, mir keinen Schaden zufügen wolle und ging ſeines Weges. Eine Weile war es auch, als ob der bübiſche Geſelle Wort gehalten, denn der Vater war ſo freundlich wie alle Zeit; eines Morgens aber war urplötzlich das Spinett verſchwunden und Niemand wußte wohin. Das war ein

bittrer Kummer, ein entsetzlicher Schlag. Die Mutter konnte nun nicht mehr spielen und nach ihrer verlorenen Melodie des Liedes vom schönen „Aennchen von Tharau“ suchen, wie sie das sonst in der Dämmerstunde zur Erholung von des Tages Last und Mühen so gern gethan. Der Vater, den wir endlich zu fragen wagten, sagte mit einem seltsamen Lächeln, er habe einen guten Käufer dafür gefunden. Die arme Mutter weinte hierauf bitterlich, und schlich so betrübt umher, als sei ihr ein Kind gestorben und begraben. Ich aber begann ein heimliches verzweifeltes Suchen nach dem Verlorenen, und wahrlich, nach langer Zeit fand ich in dem Nebenhause, das dem alten Notar gehörte, in einer Bodenkammer, in die ich über unser Dach kletternd gelangen konnte, versteckt unter allerlei altem Geräth und Decken, unser geliebtes Spinett.

„Mein Glück und mein Jubel waren groß. Heimlich verrieth ich meinen Fund der Mutter und sie lächelte wieder und wir waren so

froh, als ob wir einen unverſiegbaren Schatz gefunden, und ich verſprach ihr, nach der Melodie ihres Lieblingsliedes zu ſuchen, bis ich ſie gefunden. Nun ſchlich ich jeden Abend nach dem Nachteſſen dorthin, kletterte mit Lebensgefahr über das Dach, nahm eine kleine Laterne mit und übte ſtundenlang, bis ich vor Müdigkeit von der alten Kiſte fiel, die mir als Stuhl diente. Dort auszuhalten war nun in den Sommermonaten eben nichts Beſonderes, denn da ſaß ſich's da oben in der alten Kammer mit dem ausgehobenen Fenſter, in das der Mond hineinſchien, als wollte er zuhören, ganz köſtlich; als aber der Spätherbſt kam und der Winter, da war mir's doch gar oft herzlich ſchlecht zu Muthe und ich konnte die Finger kaum rühren. Aber ich ließ es darum doch nicht und hielt tapfer aus. An die verlorene Melodie dachte ich auch dann und wann, aber freilich nicht ſo oft, als die gute Mutter wohl glauben mochte, die ganze Luft war ja voll von allerlei wirren Melodieen, es war, als hätte ich nur ſo hineinzugreifen

brauchen, um eine festzuhalten und doch huschten sie mir, wenn ich's versuchte, gleichsam unter den Fingern weg. Das ging eine kleine Weile ungestört so fort, allein den Luchsaugen und großen Ohren des alten Nachbars blieb eben Nichts verborgen. Er hatte den schwachen Schein der Laterne vielleicht entdeckt oder einen leisen Klang gehört und meine Studien belauscht, und so war denn am Abend vor Weihnacht Jemand um Mitternacht in der Kammer, ohne daß ich es ahnte, und hörte mir eine Weile zu. Ich hatte eben etwas Besonderes vor: ein Weihnachtsgeschenk für meine Mutter. Das kleine liebe Lied, dessen Melodie sie vergessen und nicht wieder finden konnte, von dem „Aennchen von Tharau", ich setzte es in Noten und schrieb mit zitternden steifen Fingern die Melodie unter jene Worte, die mir so ins Herz gegangen waren. Dazwischen versuchte ich sie ganz leise zu singen, aber meine Stimme konnte in der grimmen Kälte doch keinen rechten Ton halten und flackerte wie ein Irrlicht. Ich ließ aber doch nicht nach,

bis die Weiſe fertig war und ich den erſten Vers ohne Stocken herunterſingen konnte. Da klopft mich urplötzlich ein Jemand auf die Schulter und ſagt: „Nun mache aber, daß Du ins Bett kommſt, Bube, und daß ich Dich in dieſer Kammer niemals wiederfinde!“ Ich erſchrak gewaltig, denn es war die Stimme meines Vaters. Aber ſo hart ſie auch klang, das Geſicht ſah gar nicht ſo böſe aus, als es ſich zu ſolcher Rede gehörte. Da nahm ich denn mein Notenpapier mit und kletterte über das Dach meinen gewöhnlichen Weg in mein Bett, die Decke über den Kopf ziehend, in Erwartung der ſchlimmeren Dinge, die nun kommen ſollten. Der Vater kam mir aber nicht nach, es war alſo kein Zweifel, er hatte ſeinen Weg durchs Nachbarhaus genommen; der Alte hatte mich wirklich zum zweiten Male verrathen. — Wehe ihm, aber auch — wehe mir! Ich wartete noch eine Weile auf den Vater, dann ſprach ich mein Abendgebet, nur ließ ich diesmal die fromme Fürbitte für alle Menſchen

weg, weil ich dann ja auch für den Rothbart gebeten hätte und ſchlief ein.

„Am andern Tage, es war eben der Weihnachtstag, ſah ich den Vater wenig und der Mutter wollte ich Nichts erzählen, damit ſie ſich nicht gräme; als aber der Abend herankam und der kleine Lichterbaum angezündet werden ſollte, ſchickte mich der Vater mit einem Briefe an den Domorganiſten Zachau und befahl mir, daſelbſt auf mündlichen Beſcheid zu warten. Das that ich denn auch — aber der Herr Domorganiſt kam ſelber auf den Hausgang und rief mich zu ſich in ſeine Stube. „Alſo Er ſoll mein Schüler werden?“ fragte er. „Laß Er ſich erſt einmal anſehen.“ Und dabei drehte er mich um und um und fuhr dann fort: „Nun ſo komme Er den Tag nach dem heiligen Chriſtfeſte Morgens 8 Uhr zu mir, wir wollen ſehen, ob Er nicht ſo dumm iſt, als Er eben ausſieht. Geh Er heim und grüße Er ſeinen Vater.“

„Ja, dumm werde ich wohl ausgeſehen haben,

denn es war mir, als ob ich im Schlafe läge und von fern alle Glocken läuteten.

„Ich ſtürzte nun nach Hauſe und ſtolperte ſo oft über meine eigenen Füße, daß ich mehr als einmal in den tiefen Schnee fiel. Und als ich die Stubenthür aufriß, da ſtand in hellem Licht des Weihnachtsbaumes — mein altes Spinett und der Vater lachend daneben, und die Mutter ſchluchzend in der Ecke. „Nun ſpiele und ſinge der Mutter ihr „Aennchen“, ſagte der Vater, „jetzt wirds wohl beſſer gehen als geſtern Nacht mit den ſtarren Fingern, und halte ſo tüchtig beim Herrn Domorganiſten aus, wie da droben in der eiſigen Dachkammer, dann wird doch vielleicht noch etwas Ordentliches aus Dir, ſo hoffe ich, wenn Du auch kein Jus ſtudirſt und folglich in Deinem Leben kein berühmter Mann werden kannſt.“

„Das Lied vom Aennchen von Tharau war wirklich ganz ſangbar geworden, wenn auch wohl ein wenig anders als das, was der Mutter im Sinn lag.

„Sie zitterte aber immer mit der Stimme, wenn sie es zu singen versuchte, und zu Ende kam sie nie damit — sie mußte immer weinen. — Worüber weiß ich nicht recht — das weiß nur ein Mutterherz. Und ich habe von jenem Weihnachtsfeste an bei meinem Lehrer ausgehalten sieben Jahre lang — ich habe also um die heilige „Cäcilia" gedient, wie Jacob um Rahel — und mich in der Satzkunst unverdrossen geübt, auch jede Woche eine geistliche Musik geschrieben und gar manche dreistimmige Sonate.

„Es war aber zuweilen, das sage ich Euch ganz heimlich, in der kalten Dachkammer da oben behaglicher, denn in der warmen Stube meines gestrengen Lehrmeisters, des Domorganisten Zachau in Halle", schloß Georg Händel lächelnd.

„Aber habt Ihr denn den abscheulichen Rothbart so frei davon laufen lassen?" rief Lavinia jetzt mit glühenden Wangen.

„So ganz nicht", lautete die Antwort. „Ich

habe mich eines Tages, als ich schon ein großer Junge, in unkenntlicher Vermummung, als Geselle meines Vaters, über seinen Bart her gemacht und ihn, auf den er so stolz war, ganz kahl abgeschoren. Daß das Messer nicht sonderlich scharf war, könnt Ihr glauben, auch ist einmal ein kleines Schnittlein an die Nase gekommen, das war aber Alles."

„Und hat Euer Vater noch erlebt, daß man den Namen seines Sohnes mit Ehren nannte?" fragte Frau Margareth.

„Nein, er war schon sechszig Jahre alt bei meiner Geburt, er lebte nur noch so lange, um die Freude zu genießen, seinen Sohn nach Berlin reisen und wieder heimkommen zu sehen als einen Musikanten, der der Königin Sophie Charlotte vorspielen und ihre weißen Hände küssen durfte.

„Und nun gute Nacht! Morgen muß ich früh auf dem Platze sein, wir haben eine Probe zu meinem Theseus und die Durestanti lernt nicht leicht. — Es werden heiße Stunden werden."

Als er auf dem Hausflur ſtand, ſchlüpfte Lavinia aus dem Zimmer und ſchob ihm eine Rolle in die Hand.

„Still, ſtill, Niemand darf darum wiſſen!“ flüſterte ſie. „Jamie läßt Euch grüßen und bittet Euch, dies Gedicht einmal anzuſehen. Vielleicht gefällt es Euch und Ihr ſetzt Noten dazu! — Es iſt aber etwas Ernſthaftes, kein Theaterſtück! Aber Ihr ſollt keinem Menſchen ſagen, daß Jamie dieſe Verſe gemacht, er will es nicht. Und ich habe ſie ſelber abgeſchrieben, und zu den drei Dintenflecken müßt Ihr auch Noten ſetzen können, wenn Ihr wirklich ein großer Muſikmeiſter“, ſchloß ſie lachend und lief davon. —

Heute ſchliefen in dem kleinen Hauſe in Oldſtreet drei Menſchen keinen ſonderlich erquickenden Schlaf. Jamie wurde von den unruhigſten Träumen gequält. Er wußte ſeine Verſe in Händels Hand. Wenn der Meiſter ſie zu componiren für würdig befunden, welch ein Triumph! In die goldenen Falten eines königlichen Purpurmantels

gleichsam gehüllt, würde er sie dann zu Elisabeth tragen. Ob sie dann noch sagen würde: ich kann nur seine Verse lieben?! — Händels Gestalt erschien ihm in seinen wirren Träumen, eine Notenrolle in der Hand. Aber Jamie Dryden selber war es, der immer wieder auf ihn zustürzte, um sie ihm zu entreißen. Der Kampf war heftig, aber der Musikmeister siegte, und die Stimme Elisabeths rief seinen Namen mit dem Ausdruck höchster Seligkeit. Welch ein tolles Durcheinander! Während er sich quälte in diesen Fantasieen, betete Elisabeth Thomas in ihrem Kämmerlein: „Hilf mir das thörichte Herz überwinden, Gott der Barmherzigkeit, und laß ihn glücklich werden — mit Lavinia."

Und Lavinia? —

Nun sie lauschte und wartete, bis die sanften Athemzüge Frau Margareths ihren festen Schlaf verkündeten. Dann stand sie auf, schlich an die kleine Lampe und betrachtete das Bild des Grafen Königsmark. — „Armer Jamie, daß du ihn

nicht ſehen kannſt", murmelte ſie, in das Bett zurückhuſchend.

Und in ihren Träumen ſchauten zwei blaue, flammende Augen nach ihr hin — aber aus dem zottigen Kopfe eines märchenhaften Ungeheuers, das am Eingange eines dunkeln Waldes ſtand. Und wie es ſich langſam zurückzog, tiefer in die grüne Dämmerung hinein — mußte ſie ihm nachgehen — — weiter und immer weiter — — ſo oft auch Jamie klagend rief: „Lavinia, verlaß mich nicht!" — Sie folgte dieſen Augen, bis ihre Füße ſchmerzten, bis ihre Kniee zu brechen drohten. Dornen ritzten ihr Geſicht und zerriſſen ihr Kleid — ſie achtete es nicht — — bis ſie endlich todtesmatt und ſterbend zuſammenſank. — Da brach ein roſiges Licht herein und als ſie die matten Augen aufſchlug, ſah ſie — es war wirklich genau ſo, wie in den Geſchichten des Onkel Pepuſch — einen ſchönen Prinzen mit dem Stern auf der Bruſt vor ſich ſtehen. Und die wunderbaren Augen gehörten ihm — — und er berührte ihr

Haar und ſagte: „Du biſt nun mein Eigenthum“, und trug ſie auf ſeinen Armen in ſein Schloß. Da war Alles ſo prächtig — — und in einer herrlichen Säulenhalle ſtanden auch Onkel Pepuſch, Papa Beswik, Frau Margareth und Händel, auch der mürriſche Magnus war da — — nur Eliſabeth Thomas und Jamie Dryden fehlten. Und als die Träumende ſich eben anſchickte, ſie zu ſuchen, erwachte ſie.

Capitel VI.

Eine Verlassene.

Motto:
„Weh — weh, wie viel Leid brachte
Lieb' den Menschen." —
Sophokles.

Es war ein melancholischer Abend. In einem kleinen, nur von einer tief herniederhängenden Ampel beleuchteten Zimmer, das mit mehr Comfort als Luxus ausgestattet, den behaglichsten Eindruck machte, lag eine Frau auf einer Art von Ruhebett, das man in die Nähe des Kamins geschoben hatte. Sie war in tiefe Trauer gekleidet und trug eine Wittwenhaube, die kaum an den Seiten etwas von jener Fülle lichtbraunen Haares zeigte, die sie zu bergen bestimmt war. Das Gesicht verrieth eine ehemalige große Schönheit, trotz der Furchen des Grams und der

krankhaften Farbe, den untrüglichen Zeichen einer zerſtörenden Krankheit. Die Geſtalt erſchien äußerſt zart und die ſchlanken durchſichtigen Hände trugen jenen feinen Zug der Schmerzen, den die Dichteraugen wohl zu erkennen vermögen. Die eine dieſer Hände, die wohl den Gedanken bringen konnte, daß „in ſchlummerloſer Nacht

ſie lag auf einem kranken Herzen“,

berührte eben leiſe den Arm eines Mannes, der in tiefe Träumerei verſenkt neben ihr ſaß und in die Flammen des Kamins ſtarrte. Er hob bei dieſer Berührung raſch den Kopf: — es war der Herzog von Belton. — „Ihr habt ihn alſo wirklich erſt geſtern noch geſehen?“ fragte die Kranke aufgeregt. „Ihr müßt es noch einmal ſagen! Und Ihr hörtet ſelbſt, wie er ſagte, daß er bald zurückgehen würde nach Dublin?! Bald! Damit ich endlich in Frieden ſterben kann. Endlich! — Jetzt könnte ich noch nicht ſterben — wir athmen noch dieſelbe Luft und das Herz fühlt noch ſeine verderbliche Nähe. Wann wird

er gehen, Herzog, — ſagte er nicht die Woche, den Tag, die Stunde?“

„Nein, Eſther — aber ich denke, er darf nicht mehr lange hier bleiben, ſie werden ihren Dechanten dort zurückverlangen“, lautete die Antwort.

„Ihr habt recht, ſo wird es ſein — warten wir noch eine Weile geduldig. Wie ſeltſam, daß mir dieſe wenigen Monate zur Ewigkeit geworden ſind und ich doch die Leiden langer Jahre nur als die Leiden einer Minute empfand!“ Mit einem ſchwachen Lächeln fuhr ſie fort: „Armer Belton, Ihr müßt noch eine Zeit lang es ertragen, daß Euch Eure Freunde um Eure ſo ängſtlich verborgen gehaltene Geliebte beneiden. Welch eine Geliebte! — Aber es war ein Segen, daß ich Euch, den vielgeliebten Geſpielen meiner armen Alice, um Schutz bat, daß ich mich jener Worte erinnerte, die Eure ſchöne Mutter zu mir ſprach: „Eſther Johnſton ſoll bei mir leben, wenn man ſie in Temple Moore entbehren kann,

ich selber will dann für sie sorgen und sie schützen, sie soll mir eine liebe Gefährtin sein. Ich denke, ihre fröhliche Gesellschaft wird mir wohl thun. — Betrachtet Euch als meine Schutzempfohlene, so Ihr einmal in Noth kommt, und kann ich nicht mehr mein Versprechen halten, so wird Frank es an meiner Statt thun. Nicht wahr, mein Knabe?" Und Ihr küßtet ihre Hand, o, ich weiß es noch, als ob das gestern geschehen, und sagtet laut und kräftig: „Ja, ich will, Mama." Und dabei reichtet Ihr mir die Hand und sahet mich an, so ruhig und selbstbewußt wie ein Mann. Ihr seht, ich dachte in meiner größten Noth an Eure Mutter, an diesen Handschlag und Blick! Damals glaubte ich freilich nicht, daß ich je in Noth kommen könnte, ich war wenig älter als Ihr, und war so glücklich in der gesegneten Sorglosigkeit der Jugend. Meine Eltern waren mir zu früh gestorben, als daß ich sie vermißte und betrauerte, wie sie es verdienten, und meine alte Tante in London war so gut, und der Besitzer von Temple-

Moore, der mich bei ihr kennen lernte und mit sich nahm, war der beste Herr der Welt, der gütigste Freund für die Gefährtin seiner jungen kränkelnden Nichte. Aber die Noth kam, und zwar die gräßlichste der Welt, das Verlassensein!"

„Und dennoch dachtet Ihr zuletzt erst an den, dessen Ihr Euch hättet zuerst erinnern sollen, an den damals so wilden Frank, den Ihr so oft in Schutz nahmt, wenn der Oheim mit ihm schelten wollte, dem Ihr so manche lustige Geschichte erzähltet an Regentagen, wenn Alice keinen Lärm ertragen zu können meinte und ich doch immer Jagd in der Stube spielen wollte. O Esther, das waren gute Zeiten."

„Für Euch kamen bessere — für mich allein sind es die guten geblieben! Verzeiht, daß ich an meine Verwandten eher dachte als an Euch — ich wurde dafür bestraft, es war ein dorniger Weg, der endlich in dies stille gesegnete Zimmer führte. Sie waren Alle hart gegen die Verlorene, die sie früher gekannt, und nur Einer würde nicht

hart gewesen sein — aber zu diesem Einen wagte ich nicht zu gehen."

„Warum nicht?"

„Weil er mich einst liebte, Herzog, und weil ich jetzt weiß, welch Elend eine Liebe ohne Gegenliebe bringt."

„War es einer Eurer Verwandten?"

„Nein — Ihr kennt ihn nicht, seine Gestalt gehört in jene Zeit, als Ihr Temple-Moore schon verlassen, um nach London zu gehen, in die Zeit nach der Rückkehr Sir Williams aus Italien. Es war nur ein kurzer Traum — dann tauchte die Gestalt meines Henkers in Temple-Moore auf, vor dessen Arm Ihr mich jetzt zu schützen versucht, mein theurer Retter!"

„Ich bin glücklich, daß kein Anderer Euch die geringen Dienste leisten durfte, die Ihr gefordert."

„Nur einen Beweis meiner tiefen Dankbarkeit kann ich Euch geben, Herzog: die offene Beichte meines Elends. Noch keines Menschen Ohr hörte

ſie — Ihr ſollt ſie hören; der Erſte und der Letzte, der ſie von dieſen Lippen erfahren ſoll.“

Ihre Augen leuchteten, ihre Bruſt hob ſich heftig, ein trockner Huſten ließ die Geſtalt erbeben.

„Wartet lieber noch einige Wochen; Ihr wißt, das anſtrengende Reden hat Euch der Arzt verboten — denkt an Eure Geſundheit!“

Ein herzzerreißendes Lächeln glitt über das Geſicht der Kranken. „Wenn Ihr mir ſagen wollt, für wen ich dieſe Geſundheit erhalten ſoll, will ich warten“, ſagte ſie und ſah ihn an.

„Für irgend ein verborgenes Glück, für irgend einen Troſt der Zukunft“, antwortete er leiſe und traurig, „wie ihn das Schickſal den Verzweifelnden endlich doch noch erbarmungsvoll auf den Weg wirft. Ihr nanntet Euch eine Verlorene. Ich meine, die wahrhaft Verlorenen ſind allein jene Armen, die aufgehört, auf ſolchen Lichtſtrahl zu hoffen.“

„So bin ich's, Belton. Könntet Ihr mein Herz ſehen, wie mein Geſicht: es iſt kein Funke

von Hoffnung darin — keiner, glaubt es mir! Wer mit der Liebe fertig iſt, wie ich, der iſt's mit dem Glauben und — mit der Hoffnung. Ausruhn möchte ich — ſonſt nichts! Und nun ſtill, hört zu — Ihr ſollt Alles erfahren.

„Es waren kaum zwei Jahre nach Eurem Beſuche in Moore Park vergangen, als Swift dort zuerſt erſchien. Ich war damals achtzehn Jahre alt geworden und nach wie vor die fröhliche Gefährtin der Nichte Sir Williams, meines Schützers, der immer mehr dahinſchwindenden Alice Clifford. Er kam, um Alice zu unterrichten, er ſollte ſie in die Dichterwelt ihres Vaterlandes einführen, es war dies ihr Wunſch geweſen, und ich durfte Theil nehmen an ihren Studien. — Ich war ſchön — viel ſchöner als Alice — das wußte ich bald. Nicht allein die Künſtleraugen, die zuweilen auf mir ruhten, Sir William ſah viele Maler in ſeinem Hauſe, nein, Jedermann fand mein Geſicht anmuthig, meine braunen Augen glänzend, mein blondes Haar, das mir in reichen Locken

über Schultern und Nacken fiel, bewunderungswürdig, meine Gestalt zierlich und schlank. Sir William selbst war stolz auf mich und liebte meine Lebhaftigkeit und meinen Frohsinn; die arme Alice war ja fast immer ernst, das Leben machte ihr so wenig Freude! Und so hörte ich ihn denn reden — den Vielgerühmten — alle, alle Tage, stundenlang. Ihr habt ihn, obgleich er jetzt Gast Eurer seltsamen Gesellschaft, wohl nie reden gehört, Herzog, wie ich ihn reden hörte, sonst könntet Ihr ihn nicht hassen!

„Ich wurde bald eine achtsamere, lernbegierigere Schülerin als Alice, ich hing an seinen Lippen und wußte allezeit seine Fragen rasch zu beantworten. Und in jenen Stunden, wo er uns den Othello las und den Hamlet — und endlich auch den Romeo — da saß ich regungslos ihm gegenüber und starrte ihn an, wie von einem Zauber befangen, und fühlte nur, wie wild mein Herz klopfte, wie rasch mein Athem flog und wie meine Wangen glühten. So sog ich unbewußt das tödt-

liche Gift ein. Sie nannten ihn Alle häßlich — ich weiß, daß auch Ihr von ſeinem abſchreckenden Aeußern zu mir geſprochen! Aber, was gilt uns Frauen äußere Schönheit, nicht ſo ſchwer wie eine Feder wiegt ſie für uns, wenn wir wählen ſollen zwiſchen dem Geiſt und der Form. Swifts Augen waren nur klein und ſein Blick ſcharf, aber es war mir, wenn er las oder zu mir ſprach, als ob ich nie größere, leuchtendere geſehen, als ob nie mich Augen ſo mild und überwältigend angeblickt. Und der Ton ſeiner Stimme! Bis vor wenigen Monaten noch hätte er mich in die Hölle gelockt — er hat es ja auch gethan. Seine Lippen haben damals nicht von Liebe zu mir geredet — o er war klug und beſonnen von allem Anfang an — ich aber nannte das Selbſtüberwindung und Edelmuth. Seine Augen allein thaten es unabläſſig, ſie wichen nie von mir, ſie berückten mich. Bald ſah ich Tag und Nacht nichts mehr als dieſe Augen, die für mich allein einen Blick hatten wie für Keine, und als unſer

Lehrer endlich Temple-House verließ, um als Canonicus nach Lacroix zu gehen, litt es mich nicht mehr in jenen Umgebungen, die sich durch sein Verschwinden in eine Wüste verwandelt hatten. Ich kehrte zum Erstaunen Sir Williams nach London zurück unter dem Vorwande unbezwingbarer Sehnsucht nach meiner Tante, der guten Jane Dingley. Dort nun, o Gott, es war eine betäubende Freude, empfing ich einen Brief von ihm, den ersten, ich wußte das, er hatte es mir versprochen, da er meine Trostlosigkeit beim Abschied sah und mich zu beruhigen wünschte. Er war zwar nur in jenem Ton geschrieben, den ein Lehrer einer theuren Schülerin gegenüber wohl anschlagen darf, aber er enthielt doch auch eine so tiefe schmerzliche Klage über seine Einsamkeit, ein so heißes Verlangen nach seinem Liebling, seiner „blauäugigen klugen Stella", wie er mich nannte, „seinem fröhlichen Kinde", daß mein Herz nur von einem Gedanken erfüllt wurde: ihm nach zu ziehen.

„Damals warb auch einer meiner Jugendgespielen um mich, der Sohn meines Oheims, aber ich stieß auch diese Liebe zurück, ich war ja blind und taub und fühllos: nur den Einen sah, den Einen hörte, den Einen fühlte ich.

„Eine Zeit lang widerstand ich tapfer dem Schrei meines erregten Herzens — aber meine Briefe hatten mich ihm wohl verrathen und er wandte ein stärkeres Mittel an, um mich zu sich zu locken: einige Zeilen mit veränderter Hand zeigten mir an, daß er erkrankt sei und — ohne Pflege. Das brach meinen Widerstand — ich überredete die gute Dingley, mich zu begleiten, ich sparte weder Bitten noch Thränen — und wir reisten endlich wirklich zu ihm, dem Heißgeliebten. Was ich auf dieser Reise gelitten — wie meine Seele hin- und hergerissen wurde zwischen Todesangst und höchster Seligkeit; wie ich klar fühlte, daß ich der Entscheidung meiner ganzen irdischen Zukunft entgegeneilte, sagen keine Worte. Es giebt einen Moment in der Liebe eines Weibes,

wo ſie mit vollem Bewußtſein ſich in die höchſten Gefahren, in die gräßlichſten Martern ſtürzen würde, ja in den Schlund der Hölle ſelber, wenn dieſelbe ſich ihr als Hinderniſſe entgegenſtellten auf ihrem Wege zum Geliebten, wo wir Alles überwinden, wenn wir ſeine Geſtalt erblicken, die Arme verlangend nach uns ausgebreitet. Und wir kamen endlich an. Er empfing mich voll Staunen, aber auch voll Freude, ſein Ausſehen war geſünder und friſcher als in Temple-House. „Die Seligkeit des Wiederſehens hat ihn geſtärkt“, jubelte mein Herz. Wir blieben in Lacroix. Er kam nun täglich zu uns, aber nur wie der Lehrer zu ſeiner Schülerin, ruhig, ernſt und belehrend. Nach wenigen Monaten folgten wir ihm nach Dublin, wo man ihn zum Dechanten von St. Patrik gewählt. O, hätte ich damals auf jene warnenden und zärtlich traurigen Briefe geachtet, die eine treue Hand aus Temple-Moore zu jener Zeit an mich richtete! Es waren dringende, un-

abläſſige Mahnungen zur Rückkehr, Verheißungen völliger Vergebung.

„Kommt, kommt!“ rief eine Stimme, „offene Arme und ein verzeihendes, liebendes Herz erwarten Euch.“ Aber eine andere Stimme flüſterte: „bleibe“, und ich blieb. Nahe ſeiner Wohnung war die meinige, und er brachte jede freie Stunde bei mir zu. Ich war glücklich, ihm Freundin und Magd ſein zu dürfen. Denn das war ich ihm, mehr nicht; vor dem allſehenden Gott, vor der Welt galt ich freilich als ſeine Geliebte. Ich pflegte ihn, wenn er krank war, ich verſuchte ihn zu erheitern, wenn er trauerte um eingebildete Verluſte und fehlgeſchlagene Hoffnungen; ich ließ mich ſchelten, wenn er mißmuthig war über geringe Erfolge ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Und warum that ich es? Weil ich ihn liebte mit aller Kraft und aller Demuth einer Frau, die noch nie liebte, und weil ich mir mit dieſer Liebe das heilige Recht zu erwerben hoffte, dermaleinſt ſeinen Namen zu tragen. Ob er mich liebte — ich wußte es nicht,

aber ich ſuchte es zu ergründen mit der Hartnäckigkeit und dem Muthe der echten Leidenſchaft. Wir Frauen begehren es zu hören, das Wort der Liebe, zu ſehen, daß man uns anbetet, zu leſen, daß man in uns ſein Glück gefunden, ſonſt ſind wir elend. Tag für Tag habe ich damals auf ein Wort der Liebe von ſeinen Lippen gehofft, und habe darum geworben mit der Hingebung einer Frau, deren Daſein nur von einem Gefühl erfüllt iſt: von dem Gefühl einer Alles opfernden Liebe. — Vergebens. Das Weſen dieſes furchtbaren Mannes blieb gegen mich ſo kühl und ruhig, ſo ganz in den Schranken freundſchaftlicher, faſt väterlicher Zärtlichkeit, wie am erſten Tage unſerer unſeligen Bekanntſchaft: ſeine Hand liebkoſte mich, wie die Hand eines Bruders die Schweſter liebkoſt, und ſeine Lippen berührten zuweilen nur meine glühende Stirn flüchtiger als ein Hauch. Er pflegte mich meiſt in Verſen anzureden, in wunderbar ſchönen Worten, die wie betäubender Duft auf mich wirkten, es war dies ſeine Gewohnheit. Ach,

ich hätte ſie alle hingegeben um eine einzige jener kindiſchen Thorheiten, wie ſie die Liebe erfindet und verſchenkt.

„Der Dechant von St. Patrik und der berühmte Schriftſteller ſah ſich ſtets umringt von bedeutenden Männern. Er führte mir alle dieſe ſeine Freunde zu, und wenn er ſie in ſeinem Hauſe empfing, ſo erſchien ich an der Seite der Dingley als Gaſt an ſeiner Tafel. Ich hörte die klugen Männer reden und lernte eifrig von ihnen, weil ich wußte, daß er ſtolz war auf meinen Geiſt und meine ſchnelle Faſſungsgabe. Swift brachte mir viele Bücher und ich las ſie mit Eifer und Achtſamkeit, um ihm zu genügen, um mich fortzubilden, daß er ſich nie meiner Unwiſſenheit zu ſchämen brauchte. Und es gelang mir auch, ihn in dieſer Hinſicht zu befriedigen; hätte er mich wohl ſonſt in jenen Verſen beſungen, die da ſagten — ach, ich behielt jedes Wort, wenn auch nicht den Reim —

„Deine Zuhörer begreifen ſtaunend nicht, woher der Schatz von Wiſſen und Vernunft, der, obgleich Deine

Beſcheidenheit ſich dagegen ſträubt, doch gleich der Sonne hinter einer Wolke hervorbricht, während Deine Anmuth frei von Kunſt erſcheint und doch aus jeder Bewegung ſpricht. Sag, Stella (er nannte mich nur Stella), war Prometheus blind und irrt' er ſich, Dich bildend, im Geſchlecht? Nein, nur für Dich entwandt' er jenes Feuer, das eines Mannes Seele bildet, und dann Vollendung dieſem Werk zu geben, ſchuf er die Form ihm aus des Weibes Staub, ſo kam's, daß Du die edlere Flamme mit dieſer Schönheit der Geſtalt vereinſt."

„Seht! wie das thörichte Herz ſie feſthielt, dieſe ſchmeichelnden Laute, eben ſo bezaubernd wie grauſam!

„Und in dieſer Pein gingen die Tage hin und die Wochen, Monate, Jahre — ich war von der Welt geſchieden, ich lebte nur für ihn. Und wenn ich auch zuweilen für Andere mit Anderen hätte leben wollen — die Ausführung ſolchen Wunſches würde eine Unmöglichkeit geweſen ſein — man

hätte mich ja zurückgewiesen. Die Frauen mieden mich in verletzender Weise, war ich doch nur die Geliebte des berühmten Mannes! Man rückte sogar in der Kirche von mir weg. In einen Winkel gedrückt, wagte ich nur auf den Geistlichen zu sehen, aber auf seine Worte hörte ich doch nicht und an Gott dachte ich auch nicht, allüberall eben nur an ihn: ich hatte sonst Nichts zu denken und zu beten. Swift selbst predigte damals selten, sein Hülfsgeistlicher hieß Tisdal. Dieses Mannes sanfte Augen begegneten oft den meinen, und wenn ich, allezeit die Letzte, die die Kirche verließ, über den Friedhof ging, traf ich ihn stets und wir redeten hin und wieder ein Wort mit einander. Und zwischen den Gräbern und Kreuzen war es denn auch, als er mich eines Tages fragte, ob ich „Ihn" vergessen und verlassen und sein Weib werden wolle. Ein Schauder überkam mich da und ein wilder Zorn, daß Jemand solches auszusprechen wagen könne, und mit harten Worten wies ich den Bittenden von mir. Aber als am

Abend mein grauſamer Freund kälter und finſterer denn je neben mir ſaß, da wallte in mir die Ungeduld der Verzweiflung auf und ich erzählte ihm mit lachendem Munde, daß Tisdal um mich geworben und daß ich ihn wohl heirathen möchte, ſofern er mir dazu rathe. Ach, er ahnte nicht, wie mir das Herz klopfte bei dieſer wahnſinnigen Rede und welche Antwort ich erſehnte, und daß ich mich eher getödtet, als einem andern Manne gefolgt wäre. Ich wagte kaum, zu ihm aufzuſehn. Da richtete er denn ſeine Augen durchdringend auf mich und antwortete: „Heirathe ihn, er wird Dich glücklicher machen als jeder Andere. Verlaß mich! Ich bin dazu geboren, Alle diejenigen elend zu machen, die mich lieben, und ſie von mir zu treiben. Auch Du wirſt von mir gehen, Stella, und ich werde verlaſſen ſterben.“ — Und ich umfaßte ſeine Kniee und bat ihn, mich fernerhin in ſeiner Nähe zu dulden. Ich mußte das bitten, Belton, denn ich hatte Liebe in ſeinem Blick geleſen und ſeine Stimme hatte gebebt wie von verhaltenen Thränen.

„Er war häufig krank — ich habe ihn gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, wie ein Weib den Geliebten, wie eine Sklavin ihren Herrn. Und zum Dank dafür — dichtete er wunderschöne Verse — wollt Ihr ihren Inhalt wissen? „Nur Dir verdank ich's", sang er, „daß ich diese Leiden ertragen kann. Gleich einer Sklavin pflegst Du voller Demuth mich. Und wenn ich unerträglich rase — wenn wilder Jähzorn aus mir tobt, wenn Galle jedem Wort entströmt*), dann stillet sie durch sanfte Liebesworte mir das Herz, löscht meiner Leidenschaften Gluth mit ihren Thränen. So thut sie, wenn sie gleich, wie's offenbar, des Beistands mehr bedurft', als ich. Nur meine Leiden fühlet sie allein und ist für sich der Stoicismus selbst. O zeigt mir unter Männern eine Seele, die gleich der ihrigen so sanft und doch so feste sich bewähre." — Klingt das nicht schön? Und findet Ihr es nicht anmaßend, daß ein

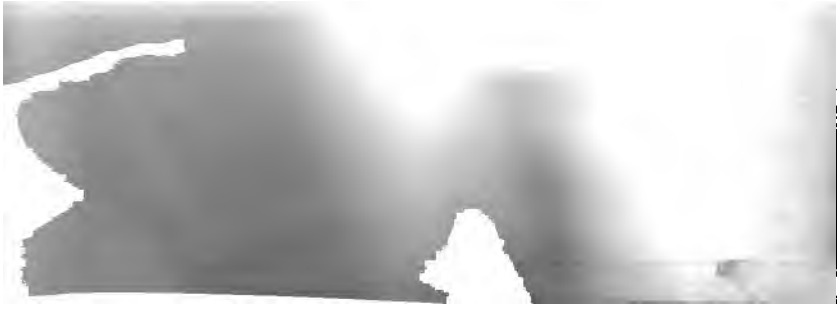
*) Wörtlich aus dem Original übersetzt.

thörichtes Frauenherz noch nach einem anderen Lohn schrie Tag und Nacht?

„Vielleicht mochte ihn mein bleiches Gesicht, meine Unruhe und Trauer zum Mitleid bewegen — zuweilen geschah es, daß er mich einen Augenblick in seine Arme zog und mir mit seiner berauschenden Stimme zuflüsterte: „Harre geduldig, süßes Kind, der Lohn wird nicht ausbleiben!“

„Die gute Dingley hatte längst meine kleine Aussteuer angefertigt, sie ließ sich das nicht nehmen. Im ersten Jahr, als wir ihm nach Dublin gefolgt waren, gönnte sie sich keinen Augenblick Ruhe deshalb: „Er ist Dechant von St. Patrik, er kann Dich jeden Tag heirathen, mein Kind“, sagte sie. Im zweiten Jahre legte sie wohl zuweilen die fleißigen Hände in den Schoß und schaute mich kummervoll an, im dritten warf sie wohl einmal die Arbeit heftig bei Seite oder verließ das Zimmer, wenn er eintrat. Im nächsten hat sie aus übergroßer Sorge um mich einmal mit ihm geredet, und er hatte ihr eine jener

ſo meiſterhaft geſetzten Antworten gegeben, die den Hörer zuerſt verwirren und dann tröſten, obgleich nicht ein Fünkchen Troſt in ihnen enthalten. „Ich erlebe Eure fröhliche Hochzeit noch“, ſagte ſie nachher zu mir und nähte wieder fleißiger. — Acht lange Jahre hielt ſie bei mir aus, die treue Seele, aber im letzten beſtürmte ſie mich mit Bitten und Thränen, ihn zu verlaſſen. „Du darfſt nicht allein bleiben bei ihm, wenn ich ſterbe — er mordet Dich!“ ſagte ſie. — Aber ich war an ihn gekettet, ich konnte nicht ſein ohne ihn, fern von ihm. Nur die Luft, in der er athmete, war jene, in der ich zu leben vermochte. Und ſo ſtarb ſie denn mit einem Fluche für den Zauberer auf den Lippen. Ich küßte ihn hinweg, und ſo hat er mich getroffen. — Und nun kommt die dunkelſte Stelle meiner Geſchichte: Herzog, gebt mir dieſe beſchriebenen Blätter vom Tiſche herüber, Ihr mögt ſie ſpäter leſen, wenn Ihr allein ſeid, es ſind ſeine Briefe. Es war in den Jahren 11 und 12, als Swift von den



irländiſchen Prälaten mit einem Anliegen an die Regierung nach London geſchickt wurde, man wählte ihn als den Klügſten und Gewandteſten, eine ſchwierige Angelegenheit zu ordnen. Zwei Jahre lang blieb ich von ihm getrennt. Er hatte mir eine andere Gefährtin gegeben, ein ſtumpfes, ſchwaches Geſchöpf, das ihm blind ergeben war; mit ihr lebte ich und verging faſt vor Sehnſucht nach ihm. Aber ich verzweifelte nicht trotz dieſer langen Trennung — ich hatte ja ſeine Briefe, ich durfte ihm ja ſchreiben! O, dieſe Briefe! Leſ't ſie und Ihr werdet geſtehen müſſen, daß es nichts Beſtrickenderes gab, als eben ſie, und doch, wenn ich ſie jetzt leſe, wo Herz und Leben durch ſeinen Verrath gebrochen, wie anders erſcheinen ſie mir: wie ſo vorſichtig und klug! Keines ſeiner Worte konnte als ein Verſprechen gelten, und doch erſchienen ſie ſo; keines ſagte klar: ich liebe dich, und doch war jeder Brief eine verhüllte, leidenſchaftliche Erklärung; Gluth ſprach aus ſeinen Bildern, und doch war ein ewiger

Winter in ſeinem Herzen — jetzt erkenn ich's — der auf dieſen Blättern lag, damals aber waren meine armen Augen geblendet.

„In London lernte Swift die ſchöne, reiche und vielbewunderte Eſther Vanhomright kennen. Auch eine Eſther! Und wie er mir den Namen Stella gab, um mich zu feiern, ſo nannte er ſie Vaneſſa. Er beſuchte das Haus ihrer Mutter oft und zuletzt täglich. Sein berühmter Name, ſein Stand, machten ihn dort zu einem gefeierten Gaſte. Das lebhafte, reizende Mädchen von kaum zwanzig Jahren ließ ihn ſehr bald die bleiche vergrämte Stella vergeſſen. Er beſchäftigte ſich ausſchließlich mit ihr und erbot ſich, ihre Studien zu leiten. Ach, Eſther unterlag noch viel ſchneller dem Zauber ſeines Geiſtes, der Gewalt ſeiner Rede, als einſtmals die arme Stella, denn ſie war ein Geſchöpf voll noch leidenſchaftlicherer Empfindung und glühendſter Phantaſie. Sie liebte dieſen Dämon mit dem Geſicht eines Satyr, und den Augen eines Lucifer, wohl nicht tiefer und

treuer als Stella, aber heftiger und ungeduldiger. Und er sah diese Liebe emporschlagen, er schaute in diese Flammen und wehrte ihnen nicht, ja er schürte dies Feuer durch die bestrickendsten Verse, die er für sie dichtete. Unter dem Namen Vanessa feierte er sie, wie noch Keiner sie gefeiert, er legte ihr die feinsten geistigen Huldigungen zu Füßen, er umgab sie mit einer berauschenden Atmosphäre von Geist und Leidenschaft, so daß sie unter all den jungen und aufrichtigen Bewunderern ihrer Schönheit zuletzt eben Keinen sah, als ihn allein.

„Täglich erwartete sie, wie einst ich, eine Erklärung seiner Liebe, sie erlag fast dem Fieber dieser Erregung; mit Zittern und Erglühen sah sie ihn kommen, mit erstickten Thränen entließ sie ihn. Und wer möchte es glauben, daß seine Lippen in den beiden langen Jahren kein entscheidendes Wort gesprochen! Wohl aber zwang er durch seine teuflischen Künste das leidenschaftliche Mädchen zum vollen Geständniß ihrer Liebe — sie war es, die ihm endlich Herz, Hand und Vermögen bot. Und Er? Seine

Seele triumphirte, sein Wesen blieb ruhig und ernst, er redete geheimnißvoll von dunkeln, noch nicht zu besiegenden Verhältnissen und — bot ihr seine ewige Freundschaft an.

„Gleich darauf und ohne eine Antwort abzuwarten, reiste er nach Irland zurück. Ich empfing ihn mit einer Freude, die jedes andere Herz gerührt hätte — das seine blieb kalt, wie immer. Zwar gab er sich den Anschein, als ob auch er beseligt sei, mich wiederzusehen, wieder meine Liebe und Sorge zu fühlen, aber seine erste Arbeit war — ein Gedicht an jene andere Esther: Cadmus und Vanessa. Er schilderte sich darin in hinreißenden Versen als einen Liebenden, von Melancholie und Sehnsucht verzehrt — er lag vor ihr auf den Knieen. Und Esther? Nun, ihr armes Herz richtete sich an diesen glühenden Worten wieder auf wie eine Blume, die der Sonnenschein wieder trifft, wenn der Regen sie niedergeworfen. Sie schrieb ihm die glühendsten Briefe; ich habe einige dieser Herzensergüsse später gelesen, Herzog,

und wenn es auch Briefe einer Nebenbuhlerin, so habe ich Thränen vergossen über sie, denn ich begriff, wie dies heiße Herz leiden mußte. Er schrieb ihr wieder; sie selbst war es, die mir eines Tages seine Briefe zeigte. O, ich kannte diese Art zu schreiben, diesen Hauch, der über dem Blatte hing, der uns betäubte mit seinem feinen, giftigen Duft, diesen Ton, der Alles zu sagen schien und doch Nichts sagte, diese Worte, die ihm keinerlei Verpflichtungen auferlegten und uns keinerlei Rechte einräumten, und doch das Feuer unserer Liebe schürten und die Gluth unseres Verlangens nach seiner Nähe wach erhielten. Doch Ihr fragt, wie ich zu diesen Briefen — wie ich zu der Bekanntschaft mit Esther kam. Hört weiter! Man sagt von der echten Liebe, sie habe die Augen eines Adlers. Meine wachende angstvolle Liebe bemerkte denn auch gar bald eine seltsame Unruhe, eine ungewöhnliche Zerstreutheit an meinem Peiniger. Er vermied in auffallender Weise mit mir allein zu sein. Jene Frau verließ uns, offenbar

auf ſeinen Befehl, keinen Augenblick. Welche Tage und Nächte ich verlebte, zerriſſen von den Qualen einer geheimen Eiferſucht, die nach einem Gegenſtande ſpäht, wie vermöchte ich's Euch zu ſchildern? Die beſtändige Gegenwart meiner Hüterin machte jede Frage und Erklärung unmöglich, und wenn ich meinen Dämon zuweilen leiſe in ausbrechender Verzweiflung bat, mich einen Augenblick allein anzuhören, küßte er mir die Hände und beſchwor mich, ruhig zu bleiben. Er verſuchte mir vorzuſtellen, daß es beſſer ſei für uns Beide, jedes Alleinſein zu vermeiden, er bat mich, noch eine Zeit lang ruhig zu bleiben, Alles ſolle ſich erhellen und wenden, was mich jetzt bedrücke — nur um Geduld flehe er. „Kannſt Du nicht geduldig bleiben um meinetwillen, nun ſo verlaß mich", ſchloß er. Und ich blieb geduldig und verließ ihn nicht — denn ich liebte ihn. Meine Geſundheit allein wurde ungeduldig und brach endlich zuſammen — ich erkrankte.

Eine Jugendfreundin, eine Verwandte jenes

Mannes, der mich einst geliebt — ach, sie starb kaum ein Jahr nach ihrem Besuche bei mir — kam von London herüber, um mich zu pflegen. Gott weiß, woher sie meinen Zustand erfahren. Sie ahnete mein inneres Elend, obgleich ich vor ihr eine heitere und zufriedene Miene anzunehmen suchte. Eines Tages begann sie mir liebevolle aber ernste Vorstellungen zu machen, daß ich in Dublin bliebe, als die Geliebte des Dechanten. Sie erinnerte mich an meine todten Eltern, die ihr Kind einst so sehr geliebt, an alle meine Verwandte und Freunde, von denen ich mich abgewendet, und von dem Schmerz Aller, mich in solch unehrenhafter Stellung zu wissen. Ach, ich hörte ihr stumm zu, kein einziges Wort des Widerspruchs kam über meine Lippen. Auch von dem frevelhaften Zuwiderhandeln gegen Gottes heilige Ordnung und Gesetz redete sie, jener Ordnung, die das Weib zur Gefährtin des Mannes nur dann bestimmt, wenn das Band der Kirche sie verbunden. Das Alles machte mich elender und aufgeregter,

ich wurde immer kränker. Das schien meinen Quäler endlich doch zu beunruhigen. Eines Tages, als auf seine wiederholte Bitte, mich sehen zu dürfen, ihm immer wieder der Bescheid wurde, ich sei zu schwach dazu, ließ er meine Freundin zu sich kommen. Was sie zusammen geredet, ich habe es nie erfahren, aber das Resultat jener Zusammenkunft hätte mich fast getödtet, so freudig erschreckte es mich. Swift ließ mir nämlich, um „mein Gewissen zu beruhigen", seine Hand antragen, aber unter der Bedingung, daß die Trauung geheim gehalten und unser Leben genau so weiter geführt werde wie bisher, auch daß ich in meiner Wohnung verbleiben müsse.

„Und ich gebe Euch mein Wort, Herzog, daß ich nicht einen Augenblick an die Härte und Grausamkeit jener Bedingungen dachte, als man sie mir mittheilte, nur an die Seligkeit, sein Weib heißen, seinen Namen tragen zu dürfen. Nicht mehr die verachtete Esther Johnston — die geehrte Stella Swift. — Dies Gefühl war es, das

mich in der kurzen Frist von wenigen Tagen stark genug machte, mit dem angebeteten Manne an den Altar zu treten, zwar todtenbleich und bebend, aber doch wie von Flügeln getragen. Kurz vor der Trauung sagte er mir einige kalte Worte, deren Sinn ich nur halb begriff, die mich aber erschreckten und betäubten. O, Frank Belton, mein heißersehnter Hochzeitstag war — der gräßlichste meines ganzen Lebens, und als er vorüber, da wünschte ich lieber, noch Esther Johnston zu sein, die keine Rechte an ihn haben durfte, als Stella Swift, die seinen Namen trug und — nicht sein Weib war. Ein Freund Swifts, Doctor Ashe, traute uns, und nach der Ceremonie, als mein Gatte mir die kalte zitternde Hand geküßt, reiste er, angeblich in Amtsgeschäften, nach Celbridge ab und wir sahen uns von jenem Tage an nie wieder allein.

„Bis zu jener Zeit war meine eifersüchtige Angst vor einer Nebenbuhlerin nur eine Ahnung gewesen; es konnte Niemand vorsichtiger sein als

Swift, ich entdeckte nie das Geringſte, was meiner immer wachſenden Sorge einen haltbaren Grund hätte geben können. Seine häufigen Reiſen nach Celbridge aber ſollten zur Entdeckung des vollen Umfangs meines Elends führen. Sie beunruhigten mich immer mehr, beſonders da es mir ſchien, als ob er allezeit kälter und zerſtreuter von dort heimkehre. In der Verzweiflung wird das Frauenherz muthig und beſonnen. Ich faßte einen Entſchluß. Unter dem Vorwande, meine längſt wieder zurückgekehrte Jugendfreundin in London zu beſuchen, gelang es mir, meine Hüterin zu täuſchen — ich folgte meinem Manne am Tage nach ſeiner Abreiſe nach Celbridge. Die Poſtkutſche, die mich zum Ziele führte, hielt in der ſechsten Abendſtunde vor dem ärmlichen einzigen Gaſthauſe des Orts. Ich hatte den Muth, ſeinen berühmten Namen zu nennen, nach ihm zu fragen. „Ich bin ſeine Schweſter und habe eine wichtige Mittheilung für ihn“, ſagte ich. „Gebt mir ein Zimmer, wo ich auf ihn warten kann!“ — „Dann rathen wir Euch, entweder

oben in seinem Zimmer ein paar Stunden zu schlafen oder nach Merley Abbey zu gehen, denn er pflegt von dort vor Mitternacht nie heim zu kommen", lautete die Antwort.

„Wer wohnt dort?" fragte ich weiter, aber meine Augen sahen nichts mehr und mein Herz schlug, daß es mir den Athem nahm.

„Die reichen Schwestern Vanhomright aus London, Merley Abbey gehört ihnen. Die Jüngste ist krank seit dem Tode der Mutter, die Aelteste aber —, nun, da Ihr die Schwester des Dechanten seid, werdet Ihr so gut wissen wie wir, daß sie seine Gemahlin werden wird."

„Die Kniee brachen fast unter mir, aber ich versuchte doch zu lächeln und nickte. „Einen Augenblick laßt mich in seinem Zimmer Rast halten, ich bin etwas erschöpft", sagte ich endlich, „dann gebt mir einen Führer nach Merley Abbey."

„Wenige Minuten darauf war ich in seinem Zimmer.

„O, Belton, Ihr wißt nicht, was das für

eine Frau ſagen will: das Zimmer deſſen, den ſie liebt, zu betreten, den Raum, in dem er wohnt, träumt, denkt! Mit welcher Freude, mit welcher Scheu, mit wie vielen heimlichen Fragen ſchauen wir uns um, wie geheiligt iſt jede Stelle durch das Bewußtſein, daß der Geliebte ſie berührt. Da iſt das Fenſter — ſeine Hand hat es gewiß oft in die Höhe geſchoben, wir legen verſtohlen unſere Hand auf denſelben Platz. Dort ein Seſſel. Das theure Haupt lag wohl zurückgebeugt an der hohen Lehne, vielleicht müde und gedankenſchwer — wir ſenken unſere Stirn, um dieſe Ruheſtelle zu berühren. — Ich trat in ſein Zimmer, aber nicht mit dieſen Empfindungen, Herzog, ſondern mit der Angſt einer Verbrecherin. Kaum wagte ich, mich umzuſehen. Sein Ueberkleid war auf das Bett geworfen, der Mantelſack mit ſeinen Kleidern ſtand geöffnet. Er mußte eilig geweſen ſein, hinaus nach Merley zu kommen, auf dem Tiſche lagen allerlei Bücher, Stifte und Papiere wirr durcheinander, und er war doch ſonſt ſo vorſichtig

und ordnungsliebend. Ich ſetzte mich und ſtarrte darauf hin, ohne einen beſtimmten Gedanken, nur mit dem Gefühl eines entſetzlichen Schmerzes tief im Herzen oder im Kopfe — ich wußte das nicht ganz klar. Nachher nahm ich mechaniſch, es war ſo meine Gewohnheit, das unordentlich Daliegende und verſuchte es zurecht zu ſchieben. Ein Buch fiel mir dabei aus der zitternden Hand auf den Boden, und als ich es aufhob, lag ein beſchriebenes Blatt vor mir. Die Handſchrift war fein und unruhig — ich wußte auf den erſten Blick: es war die Handſchrift einer Frau. Einen Augenblick ſchwankte ich, ob der Brief zurückzulegen ſei, eine Stimme ſagte mir: du wirſt ſterben, wenn du dies lieſt! und trotz meines Elends wollte ich ja noch leben, denn ich trug ja ſeinen Namen, es war ja Nichts da, was mich von ihm reißen konnte. Im nächſten Moment aber nahm ich doch das Blatt — und las. Hier iſt es, Herzog, ſeit jenem Tage trage ich's Tag und Nacht bei mir. Jedes Wort iſt eingebrannt in meinem Gehirn, ich leſe eben dieſen Brief

in einer Stunde wohl tausend Mal, doch ohne einen Buchstaben von ihm zu sehen. Les't ihn und laßt mich während dessen ausruhen." — Und der Herzog von Belton las folgende, von Thränen halbverlöschte Worte:

„Sie heißen mich ruhig sein und versprechen mich so oft zu besuchen, als es nur möglich ist. Sie hätten besser gethan zu sagen, so oft es Ihnen möglich wäre,*) oder so oft es Ihnen einmal einfiele, daß eine Person wie ich in der Welt sei! Wenn Sie fortfahren, mich so zu behandeln, wie Sie es jetzt thun, so werde ich Ihnen nicht mehr lange lästig sein. Es ist unmöglich, zu beschreiben, was ich gelitten habe, seit ich Sie zuletzt sah; ich bin gewiß, daß ich die Folter selbst leichter hätte ertragen können, als diese tödtenden, ja tödtenden Worte aus Ihrem Munde. Einige Male war ich entschlossen zu

*) As often as you could get the better of your inclination so much. (Im englischen Original.)

ſterben, ohne Sie wiedergeſehen zu haben, doch dieſe Entſchlüſſe dauerten zu Ihrem Unglück nicht lange, denn es iſt ein Etwas in der menſchlichen Natur, was uns antreibt, immer wieder in dieſer Welt unſere Hülfe zu ſuchen. Ich muß ihm folgen und Sie daher bitten, mich zu beſuchen und freundlich mit mir zu ſprechen, denn ich bin verſichert, Sie würden gewiß Niemand in der Welt dazu verurtheilen, das zu leiden, was ich gelitten habe, wenn Sie nur wüßten, wie es iſt. Ich ſchreibe Ihnen dies aus der einzigen Urſache, weil ich es Ihnen nicht ſagen kann, wenn ich Sie ſehen ſollte, denn ſobald ich zu klagen beginne, werden Sie zornig und dann liegt in Ihrem Blicke etwas ſo Furchtbares, daß es mich plötzlich verſtummen macht. O möchten Sie doch noch ſo viel für mich fühlen, daß dieſe Klagen Ihre Seele mit Mitleid erfüllten. Ich ſage ſo wenig, wie ich nur ſagen kann! Wüßten Sie nur Alles, was ich denke und fühle, gewiß, es würde Sie rühren! Vergeben Sie mir und glauben Sie,

ich kann nicht anders, ich mußte Ihnen dies ſagen und — leben! Eſther.“

Schweigend, die Lippen feſt zuſammengepreßt, legte Belton dieſe Zeilen wieder in Stella's Hand. Eines Athemzuges Dauer begegneten ſeine Augen den ihren voll ſo tiefen Mitleids, daß ſie ihre Thränen aufſteigen fühlte vor dieſem warmen Blick. Sie ſchloß die Augen, faltete die Hände um den verhängnißvollen Brief und ſprach leiſe und langſam weiter.

„Vielleicht eine Stunde, nachdem ich dieſe Worte geleſen, meldete mir die Wirthin einen Führer nach Merley Abbey. „Ihr habt wohl feſt geſchlafen, denn ich klopfte zu verſchiedenen Malen an Eure Thür, ohne daß Ihr mir Antwort gegeben! Ich habe mir endlich das Herz gefaßt, zu Euch hineinzugehen“, ſagte ſie. — Ob ich wohl geſchlafen hatte?!

„Ein Knabe war es, der mich nun nach Merley Abbey geleitete.

„Der Weg dahin mochte wohl ſchön ſein, ich

erinnere mich, daß wir lange Zeit zwiſchen blühenden Hecken dahingingen, der Himmel war blau, die Luft mild, der Hänfling ſang ſo ſüß und die Lerche trillerte hoch über mir. Ein dumpfes Bewußtſein hatte ich aber nur von all dieſen Herrlichkeiten. Ich ging ſo ſchnell, daß der Knabe mir kaum zu folgen vermochte. Ich höre noch ſeinen keuchenden Athem hinter mir. Aber ich hatte in dieſer Stunde kein Erbarmen mit ihm — mit Niemand. Sterbende hätten am Wege liegen und um eine Berührung meiner Fingerſpitze flehen können, um wieder zu leben, ich wäre nicht ſtehen geblieben bei ihnen. Nur einen Augenblick hielt ich an, von jähem Schrecken geſchüttelt, — der Knabe hatte meinen Arm gefaßt und mit den Fingern ſeitwärts zeigend, ſagte er: „Da iſt Merley Abbey.“ Ich ſtarrte hin. Da lag ein graues, trauriges Gebäude, halb wie ein Schloß, halb wie eine Abtei. Ein Garten umzog es, die vielen Lorbeerbäume, die dort wuchſen, gaben ihm aber ein feierliches, faſt finſteres Anſehen. Die Garten-

pforte ſtand offen. Hier ſchickte ich den Knaben zurück und trat hinein. — Schmale verſchlungene Wege führten in eine grüne, lautloſe Einſamkeit. Die erſten Roſen blühten ſchon und der Jasminſtrauch durchdrang die Luft mit betäubenden Düften. Ich mußte tief und wiederholt aufathmen. Die Entſcheidung war da — noch wenige Schritte und ich wußte Alles; werdet Ihr mir glauben, daß mein armes Herz noch einmal zurückbebte, und daß ich im Begriff war umzukehren — ja, daß ich heiß bereute, hierher gekommen zu ſein? Aber ich ging dennoch weiter wie im Traume, es war, als müſſe ich eben wandern, ſo lange mich meine Füße trügen. Da ſchlug plötzlich der Ton einer Stimme an mein Ohr, es war eine volle, leidenſchaftliche Frauenſtimme, die eine heftige Frage that, die ich nicht verſtand. Ehe die Antwort erfolgte, ſtand ich ſtill, der Richtung des Klanges folgend, und ſah durch die Aeſte und Zweige eines dichten Gebüſches gerade in eine Laube hinein. Sie war durch zwei niedere Bäume gebildet. Ein

Tiſch und zwei Sitze ſtanden darin. Den einen hatte ein Mann eingenommen, den andern ein hochgewachſenes Weib. Ich ſtarrte in ein bleiches, edles Frauenangeſicht, mit flammenden ſchwarzen Augen. Ein ſeliges Lächeln theilte eben ihre Lippen; denn der Mann neben ihr hatte ihre Hände ergriffen und bedeckte ſie mit Küſſen. Er flüſterte ihr eben in jenem Tone, wie ich ihn nur von dem Einen hörte, und in der Lieblingsſprache dieſes Einen, der franzöſiſchen, folgende Worte zu: „Soyez assurée, ma belle amie, que jamais personne au monde n'à été aimée, honorée, estimée, adorée par votre ami que Vous!“

„Es waren dieſelben, genau dieſelben Worte, mit denen er mein gemartertes Herz ſo oft zur Ruhe geſprochen.

„Ein Schrei entfuhr meinen Lippen und ich trat einen Schritt vor mit dem verzweifelten Ruf: „Glaubt ihm nicht, er log Euch wie mir.“ — Was dann geſchah, weiß ich nicht deutlich bis zum Ende. Sein Blick ruhte auf mir mit einem Ausdruck

von furchtbarer Wuth und Verachtung, aber wie ſehr ich dieſen Blick einſt gefürchtet, er erſchreckte mich nicht mehr. Ich zog meinen Trauring vom Finger und ſagte: „Nehmt ihn hin, armes Kind, um zu leiden, wie ich gelitten. Meine Rechte an ihn gebe ich in dieſer Stunde auf für alle Ewigkeit, ſo wahr mir Gott helfe.“

„Dann fiel es wie ein ſchwarzer Schleier über mich — ich ſah, hörte und fühlte Nichts mehr. Als ich die Augen wieder aufſchlug, ſah ich das bleiche, ſchöne Frauengeſicht über mich gebeugt mit dem Ausdruck mitleidiger Sorge. Ich lag auf einem Bette. Eine Lampe brannte auf einem Tiſche an der Seite, die Vorhänge waren herabgelaſſen, draußen mußte es wohl ganz dunkel ſein.

„Er iſt doch nicht mehr hier?“ war meine erſte angſtvolle Frage. Sie ſchüttelte wild den Kopf und zwei weiche Hände drückten mich in die Kiſſen zurück. Aber ich richtete mich auf und unſere Augen begegneten ſich nun in einem langen,

tiefen Blick. Dann hob ich unwillkürlich meine Arme und ſchlang ſie um den Nacken meiner Nebenbuhlerin. „Arme Eſther“, ſeufzte ich.“

„Ich brauche kein Mitleid“, antwortete ſie hart, „aber ſobald Ihr Euch erholt habt, müßt Ihr mir Alles erzählen. Ich haſſe Euch nicht, denn ich weiß, daß Ihr gelitten habt durch ihn, wie ich litt, und der tauſendſte Theil ſolches Leidens iſt eine Buße für jede, ſelbſt die ſchwerſte Sünde. Aber Ihr lebt und werdet Euer Elend tragen, ich aber werde daran ſterben. Ihn verachten zu müſſen, iſt mein Tod, und ich verachte, ich haſſe ihn jetzt ſo ſehr, wie ich ihn geliebt. An meiner unſeligen Liebe ſollte ich nicht ſterben, an dem Haß werde ich zu Grunde gehen, das fühle ich, — aber mein letzter Seufzer ſei eine Verwünſchung für ihn. Erzählt Alles, verſchweigt Nichts!“ —

„Und ich verſchwieg ihr auch Nichts, und ſo haben wir uns eine ganze lange Nacht hindurch unſer Leid geklagt, uns Alles geſtanden, wie er uns gemartert, der Grauſame, Herzloſe, wie er

uns betrogen und — wie sehr wir ihn geliebt. Auch seine Briefe ließ sie mich lesen — o, es war eine traurige Nacht, der Tod ist Seligkeit gegen solche Nacht, Herzog. Und am nächsten Tage war ich es, die am Krankenbett Esthers saß. Sie ward von einem hitzigen Fieber ergriffen und erlag der furchtbaren Gewalt der Krankheit oder vielmehr ihres Herzeleids in der neunten Nacht. Und es geschah, wie sie vorausgesagt — ihr letztes Wort war ein Fluch für ihn. Ihre arme kranke Schwester erfuhr ihren Tod nicht mehr, sie lag bereits ohne Besinnung als Esther starb, und man begrub die Beiden an einem Tage.

„Ich kehrte nicht nach Dublin zurück; ich blieb so lange in Merley Abbey, bis sich mir in London eine Zufluchtsstätte erschloß. In der Weltstadt allein fühlte ich mich sicher vor ihm — verloren wie ein Tropfen im Meere. Als sich mir aber mit jedem Briefe eine Thür mehr verschloß, wagte ich's, an Euch zu schreiben. Eure Antwort war der erste Lichtstrahl, der in mein

Leben fiel — und ſo kam ich denn, um unter Eurem Schutze zu ſterben."

Stella Swift hatte ihre Geſchichte mit ſichtlicher Anſtrengung beendet. Ihr Geſicht war todtenbleich geworden, ihre Hände zitterten.

„Sorgt Euch nicht", ſagte ſie leiſe, als ſie den kummervollen Ausdruck in den Augen ihres Zuhörers gewahrte, „es war mir eine Wohlthat, dieſe Laſt vom Herzen zu wälzen. Ich bin glücklich darüber, daß Ihr Alles wißt! Ihr werdet mich morgen heiterer wiederfinden. Habt noch eine Weile Geduld mit mir. Sobald der Dechant London verlaſſen, ſuche ich Eliſabeth Thomas auf, die einſt einige Monate in Temple-Houſe lebte und die auch geweint hat um eine verrathene Liebe, und bleibe bei ihr bis zum Ende. Nur jetzt ſchützt mich noch — nicht wahr, er wird, er kann dieſen meinen Verſteck nimmer entdecken. O, Belton, wenn ich ihn hier eintreten ſähe!" Sie hatte ſich aufgerichtet, die ganze Geſtalt bebte, die Lippen entfärbten ſich. „Ich fürchte mich ſo

vor ihm!“ stammelte sie und bebte wie der Todesangst eines verlassenen Kindes in der dunklen Winkel neben dem Fenster, — „es ist gewesen, als sähe ich ihn leibhaftig vor mir stehen“, murmelte sie schaudernd, „er sieht mich an mit demselben Blick, der mich damals in der Laube der Merley Abbey besinnungslos zu seinen Füßen warf.“

„Ich will Eurem Mädchen klingeln — gute Nacht, Stella“, sagte Belton, indem er sich erhob. „Ruhe thut Euch Noth. Und sorgt Euch nicht, ich wache über Euch und im Himmel könntet Ihr nicht sicherer sein als hier, in diesem Versteck, in diesem kleinen Hause in Klein Chelsea. Es ist doch keinerlei Lärm in der Nachbarschaft, der Euch beunruhigt?“

„O nein. In dem anstoßenden Hause höre ich oft singen, und ich muß dann die Fenster öffnen, um dieser Stimme willen. Es ist eine Mädchenstimme, aber ich hörte nie Schöneres. Ich denke an meine schuldlose, frohe Jugend, wenn ich sie höre, an die Veilchen in Temple

Moore; Gott segne diese Stimme! Betty sagt, die Sängerin sei ein halbes Kind, die Tochter eines deutschen Musikanten. Ich sitze oft lange hinter den Fenstergardinen, sie zu sehen, noch ist's mir nicht gelungen. Ihr habt also das Beste für mich ausgesucht, Herzog. Und nun gute Nacht, ich höre den schweren Schritt der guten Betty!"

In tiefe Gedanken versenkt trat der Herzog den Heimweg an. Diese Frau, die so plötzlich in sein Leben getreten war, beschäftigte ihn mehr, als ihn bisher eine Frau je beschäftigt. Ihre Erscheinung — er erinnerte sich des reizenden fröhlichen Mädchens in Temple Moore noch so lebhaft — war in seine Jugenderinnerungen verwebt, neben der hohen Gestalt seiner angebeteten Mutter sah er die zierliche Esther Johnston unter den schattigen Bäumen des Parks auf und nieder wandeln. Wie lieb hatte die edle Frau jene heitere „Kleine"!

„Du wirst später zu mir kommen, wenn

Alice sich verheirathet, ich werde dann für Dich sorgen und Du sorgst für mich; Du bist eine Gefährtin, wie ich sie mir wünsche", hatte sie ihr wiederholt gesagt, er wußte das. Sie starb ein Jahr, nachdem sie dies Versprechen gegeben, und der Sohn vergaß in dem Strudel eines Lebens in der großen Welt Esther Johnston. Erst der Brief der Bedrängten, so lange, lange Zeit nachher, rief jene Worte und mit ihnen helle, sonnige Tage in sein Gedächtniß zurück.

Welche innere und äußere Erlebnisse lagen dazwischen!

Was war aus dem wilden, glücklichen Knaben geworden — was aus der sorglosen Esther?!

Ihre Zeilen von Merley Abbey aus hatten damals nur kurze Andeutungen gegeben, aber sie genügten, um Frank Belton mit dem tiefsten Mitleid für sie und dem lebhaftesten Wunsche, ihr eine Zufluchtsstätte zu bereiten, zu erfüllen. Es war ihm eine wehmüthige Freude, im Sinne seiner Mutter an ihr handeln, für sie sorgen zu können.

So schrieb er ihr auch warm und dringend und forderte sie auf, sofort nach London zu kommen, wo er ein kleines stilles Haus in Chelsea für sie gemiethet.

Ganz rein waren vielleicht Anfangs die Beweggründe nicht, die ihn trieben, seine ganze Sorge der Leidenden zuzuwenden. Das Geheimnißvolle der ganzen Angelegenheit hatte ihn sehr gereizt. Wie ein frischer Wellenschlag erschien ihm diese Unterbrechung seines wechselvollen und doch so einförmigen Lebens. Er brachte gar bald fast alle seine Abende in der Gesellschaft jener gebrochenen, kranken Frau zu, deren Geschichte jetzt heiß und heißer den einen Wunsch in ihm aufsteigen ließ, auch einmal so selbstvergessend, so opferwillig, so treu, so geduldig und glühend geliebt zu werden, wie diese Frau den elendesten, grausamsten aller Männer geliebt.

Ach, er fühlte ja die Kraft in sich, solche Liebe zu erwidern, mit der vollen Leidenschaftlichkeit eines Herzens, das trotz allem Bösen, das

man ihm nachſagte, bis zur Stunde von der höchſten Liebe nur — geträumt, und das ſich nach ihrer wirklichen warmen Erſcheinung ſehnte, mit einer Heftigkeit, die ihn oft erſchreckte. „Verdienſt du ſie noch zu finden?“ ſo fragte er ſich doch immer und immer wieder, zagend und hoffend zugleich. Und während deſſen ſpotteten ſeine Freunde und Feinde laut und leiſe über die neue geheimnißvolle „Geliebte“ des leichtſinnigſten und unbeſtändigſten aller Männer.

So ſchrieb
forderte ſie
wo er eir
gemiethe
Ge
wegg
der
de

Druck von August Grimpe in Hannover.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

15461.410.140
Die Bettler-Oper;
Widener Library
003608639
3 2044 086 765 377